



Die Turmlotte
(Fliegerbeobachterin)

ESTRID OTT

MIT DEN FINNISCHEN LOTTAS

Vom Heldentum der Frau

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG

ESTRID OTT

MIT DEN FINNISCHEN LOTTAS

Vom Heldentum der Frau

Mit einem Vorwort von Oberst i. Gst. Sarasin, Chef der Sektion
für Frauenhilfsdienst im Armeestab

Mit 6 Tafeln

Preis Fr. 3.80

Dieses Buch schildert den Aufbau der großartigsten Frauenorganisation, welche die Welt je gesehen hat. Es gibt uns Einblick in die Tätigkeit der finnischen Lotten im Hinterland und an der Front; in die Arbeit der Sanitäts-, der Feldküchen- und der Bürolotten.

Die Dänin Estrid Ott, die Verfasserin der in viele Sprachen übersetzten «Bimbi»-Bücher, hat während des finnisch-russischen Krieges Finnland bereist. Das vorliegende Buch ist die Frucht ihrer überwältigenden Eindrücke vom Einsatz der finnischen Frau im Krieg. Es wurde während des Krieges geschrieben und kurz nach dem Kriege abgeschlossen. Es ist ein Kriegsbuch; aber seine Geltung ist heute größer als je. Besonders für die Schweizerfrau, nachdem auch bei uns die Frauen in den Dienst der Landesverteidigung gestellt werden. Jede Schweizerfrau, die sich um das Wohl unseres Landes kümmert, wird dieses Hohelied weiblichen Heldentums lesen wollen.

Es wird alle begeistern

Wir verlegen nur Bücher, zu denen wir stehen können.

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG ZÜRICH

Scandinavia and World War II
Medals and Badges, Volume 1

LOTTA SVÄRD

Finnish Women's Auxiliary Defence Service.
Finnlands freiwillige, weibliche Verteidigungsorganisation.

By

Sven A.G Kjellström



Members of the Women's Auxiliary Defence Service serving German airmen, 29 August 1941
Mitglieder der Organisation Lotta Svärd verpflegen deutsche Flieger, 29 August 1941.

ESTRID OTT

**MIT DEN FINNISCHEN
LOTTAS**

Vom Heldentum der Frau

Mit einem Vorwort von Oberst i. Gst. Sarasin,
Chef der Sektion für Frauenhilfsdienst im Armeestab

Mit 6 Tafeln

8. Auflage

Schweizer Spiegel Verlag

Aus dem Dänischen übersetzt

Graphische Gestaltung: H. Kurtz

Copyright by Guggenbühl & Huber
Schweizer Spiegel Verlag Zürich 1940

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

VORWORT

Lotta Svaerd – noch vor wenigen Jahren nur ein Name, nur die Bezeichnung eines Vereines tätiger Frauen im hohen Norden, in Finnland.

Lotta Svaerd – heute nach dem finnisch-russischen Krieg ein Begriff einer Vaterlandsliebe, die sich opfert und freiwillig alle Lasten der Hilfsbereitschaft auf sich nimmt.

Wohl hörte man aus den Berichten von Augenzeugen und aus den Zeitungen manch heldenhafte Tat finnischer Frauen, die alles hintansetzten, eigene Bequemlichkeit und eigene Sicherheit, nur um dem Vaterland in nie erlahmender Tätigkeit zu dienen.

Doch erst durch ein Buch einer dänischen Frau, die mit dabei war, die auch selbst alles das Schreckliche des Angriffs der Russen und das Erhabene des Dienens der Lotten mitgemacht und mitgelebt hat, wird es uns so recht klar, was dieser vor mehr als 40 Jahren gegründete Verein wirklich ist und wirklich leistet.

Der Titel des Buches «Mit den finnischen Lottas, Vom Heldentum der Frau», ist nicht zu hoch gegriffen und es wird dem Leser und der Leserin vergönnt, in Spannung irgendwo im Norden an ungenanntem Ort von ungenannten Frauen aufopfernde Taten mitzuerleben.

Wir Schweizer tun uns recht viel zu gut auf unsere Vorfahren und die Schweizerin ist gerne bereit, mitzutun in der Verherrlichung unserer Ahnen. Allein das Buch stellt uns mitten in die Gegenwart hinein, mitten in das heutige Geschehen, in ein Heldentum, vor dem die Schweizerin recht demütig und bescheiden sich fragen muss: «Wäre ich solcher Selbstlosigkeit und Dahingabe alles dessen, was mir bis jetzt lieb und wert war, fähig?»

Gewiss, wir sind noch nicht auf die Probe gestellt worden und wir hoffen, dass wenn das Letzte von uns verlangt wird, auch unser Volk, Mann und Frau ihr Letztes hergeben werden aus Liebe zum Schweizerland.

Wir organisieren ja selbst auch einen Frauenhilfsdienst und da leisten auch unsere Frauen Hervorragendes. Aber wenn nicht in allem unserem Tun der Geist der selbstverleugnenden Liebe zum Heimatlande herrscht, so bleibt unsere Organisation ein äusserliches, emsiges Wirken, führt aber nicht zu dem, was uns in den spannenden Berichten der nordischen Erzählerin geschildert wird.

Wir möchten wünschen, dass das Buch überall die Aufnahme findet, die es verdient, damit auch unsere Frauenwelt einen Vorgeschmack davon erhält, was die Schweizer Frau leisten kann, wenn sie ihr Schweizerland so liebt wie die Lotten ihr Finnland lieben.

IRGENDWO IN FINNLAND

Der Zug frisst sich vorwärts über die Schienen, vorbei an namenlosen Stationen, vorbei an Kreuzungen ohne Wegweiser.

Selbst das kleinste Wartesälchen hat sein mahnendes Plakat: einen Mann mit einem Schloss vor dem Munde. *Hüte dich vor Spionen!*

Die Zensur streicht sorgfältig die Ortsnamen, die die Manuskripte der ausländischen Berichterstatter spicken; sie streicht jede geographische Bezeichnung in den Heimatbriefen der Frontsoldaten. Es ist unmöglich, einen Atlas oder ein Werk mit einer unterrichtenden Karte zu kaufen.

Zu Hunderttausenden verschwanden Bücher und Postkarten aus den Geschäften, als der Krieg ausbrach, und von den Dächern der Krankenhäuser, Ambulanzen und Lazaretten verschwanden die roten Kreuze.

Ich bin als Kriegsberichterstatterin in Süden und Norden, in Osten und Westen gereist. Zuweilen brauchte ich Tage, um ein Stück zurückzulegen, das in Friedenszeit nur einige Stunden beansprucht hätte. Ich lernte wie die Soldaten aufrecht im Zuge zu sitzen und fest zu schlafen. – Nie ist eine Nation mit so wenig Schlaf ausgekommen wie die finnische. Nie hat eine Nation so viele Stunden von den vierundzwanzig des Tages ohne Ruhe gearbeitet und gekämpft.

Und die finnische Frau war überall. Wollte ich ihrer Arbeit folgen, so musste ich ganz bis in die Nähe der Front, und ich musste bis zu den gefährdetsten Inselchen der Küstenbatterien. Die besondere Fähigkeit der Frau zur Selbstaufgabe gelangte zu wunderbarer Entfaltung – nicht mehr eine Selbstaufgabe zu Gunsten von Heim und Familie, sondern eine Selbstaufgabe zu Gunsten des Landes, welches so teuer ist, dass das eigene Leben nur ein geringer Einsatz scheint.

Es war nicht nur von Glanz und Ehre umflossene Arbeit, die sie auf sich nahm, oft war es schwere, mühselige, langweilige, unbeachtete Plackerei, vierzehn bis fünfzehn Stunden am Tage.

Ins Los einiger fiel es, dort zu sein, wo die grossen Ereignisse und Erlebnisse stattfanden; die meisten aber wurden kleine Einer hinter den Kulissen; ihr Anteil am Kriege zog nicht die Aufmerksamkeit der Welt auf sich. Er verschaffte ihnen keinen persönlichen Ruhm. Aber jede dieser Arbeitsbienen machte einen waffenfähigen Mann frei, so dass er all seine Zeit dem Kampfe widmen konnte.

Die schwere Hand der Zensur ruht nicht mehr auf mir. Aber von der noch schwereren Hand meines Gewissens kann ich mich nicht befreien. Ein harter Friede, der kein dauernder Friede zu sein scheint, kann meine Zunge nicht lösen.

Ich will das Licht meiner Schilderungen bald auf eine namenlose Grenzstadt, bald auf eine Insel im Süden, dann wieder auf einen Berg hoch im Norden richten.

Karelen und Lappen und seltsame Mönche werden für einen Augenblick von meinem Licht eingefangen werden, und überall wird es auf Lotten stossen. Von Petsamo bis nach Ladoga tun sie Dienst. In hohen Türmen, in tiefen, unterirdischen Kellern, unter Kindern und Alten, unter Soldaten und Offizieren, in verlassenen Schulen, auf bombardierten Bahnhöfen, bei Evakuierten, in Krankenhäusern und Baracken, auf Nothilfestationen, unter Freiwilligen.

Aber mein Finger wird keinen Punkt auf der Karte treffen: «Hier sind wir jetzt!» Mein Buch wird keine Geographie werden. Irgendwo in Finnland – genügt das nicht?

DIE ERSTE BEGEGNUNG

Über die Brücke des Torneelvs jagt mein Auto im Dunkel des Morgens. Hinter mir liegt Haparanda in Licht gebadet, vor mir wartet das verdunkelte Tornio. Dann bin ich in der Kriegszone. Ich steige in einen überfüllten Zug und trete mein\$ lange Reise an.

Welch wundersame Ruhe nach der fieberhaften Erregung von Haparanda. Es ist, als käme ich aus einem Land des Krieges in den Frieden.

Haparanda war bis an die Zähne bewaffnet, die Züge mit Militär überfüllt, ein Gewimmel von Soldaten in weissen Schafpelzen – zu Pferde, auf Skiern, zu Fuss, in Schlitten. Jedes zweite Gebäude von Schildwachen mit auf gesteckten Bajonetten bewacht, viele Wege gesperrt.

Überfüllte Hotels. Freiwillige schwedische Offiziere auf Urlaub. Ihre Frauen waren mit der Bahn durch ganz Schweden gereist, um mit ihnen zusammen zu sein; Blumen sind selten und kostbar hier dicht unter dem Polarkreis; aber Blumen waren da, Blumen, Wein und festliche Stimmung. Die Garderobenhaken im Staatshotel ächzten unter dem Gewicht der schweren Schafpelze; laute Stimmen ertönten an den Tischen; Wangen glühten von Wein und Wärme nach der starken Kälte; eine fieberhafte Kriegsstimmung schlug mir entgegen.

Draussen patrouillierten in Pelze gekleidete Wachtposten bei zwanzig Grad Kälte; drinnen nahmen Offiziere hastig Abschied von Kameraden, die zurück auf ihre Posten sollten.

«Glückauf», ertönte es statt Lebewohl. «Glückauf!»

Irgendeine Stimme hob sich unter dem Einfluss des Weines und verkündete stolz: «Ich opfere mein Leben für Finnland!»

Aber in Finnland ruft keiner; man opfert sein Leben wie das Natürlichste von der Welt.

Die Landschaft leuchtet von Frieden und Unberührtheit unter dem weissen Schnee. Die Sonne strahlt.

Dieser oder jener nimmt heimlich den Schneemantel aus der Tasche, weiss man doch nicht, wann man vor feindlichen Fliegern in den Schnee flüchten muss.

Hier bedarf es keiner Aufforderung an das Volk, die Ruhe zu bewahren. Sie ist angeboren, und nichts kann sie erschüttern. Die Gesichter um mich her sind so unangefochten, als ahnten meine Mitreisenden nicht, dass das Land im Kriege ist.

Der Schaffner kommt, um die Fahrkarten nachzusehen. Die meisten ziehen einen Freipass heraus. Es sind Soldaten, Offiziere und Evakuierte. Aber die Gespräche drehen sich nicht um Krieg und Flucht. Sie prahlen nicht mit ihrem seelischen Gleichgewicht. Sie sitzen nicht mit ernsten, entschlossenen Gesichtern oder mit Unruhe in ihren Mienen da. Ihre alltägliche Unterhaltung spiegelt ihre Unangefochtenheit.

Manchmal halten wir stundenlang auf einer Station; niemand weiss, warum. Es scheint sie auch nicht sonderlich zu interessieren; wir fahren, wenn wir fahren, und gelangen wir nicht in anderthalb Tagen ans Ziel, dann wohl in drei oder vier.

Eine kleine weisse Skipatrouille gleitet zwischen den Bäumen dahin, ganz junge Burschen, die lachend mit ihren Skistöcken winken, als der Zug vorbeifährt.

Malerische Häuschen mit schneebedeckten Dächern tauchen zwischen den schneesweren Tannen auf; sie senden ihre feinen, weissen Rauchstreifen zum blassen Frosthimmel empor. Eine kleine Holzhütte will der Dampf fast sprengen; zwischen den Balken quillt er in dichten weissen Wolken hervor. – Da lächle ich froh. Es ist für mich nach vielen Jahren wie ein Willkommensgruss Finnlands, diese *Sauna*, die Badstube, wo die Frauen eifrig beschäftigt sind, damit sie ihr Samstagsbad bekommen können, Krieg oder nicht.

Jetzt halten wir wieder. Vier lachlustige junge Mädchen steigen lärmend ein und werfen ihre Rucksäcke ins Netz. Sie hängen die langen grauen Uniformmäntel auf und stürzen sich in eine

eifrige Unterhaltung, die offenbar durchs Einsteigen unterbrochen worden ist.

Nichts schmeichelt weniger als die hochgeschlossene, graue Lottenuniform, deren einziger Schmuck eine blaue Brosche am Halse und bei festlicher Gelegenheit ein weisser Kragen und weisse Manschetten sind. Nichts ist weniger kleidsam als die graue Lottenmütze, die ihr Haar bedeckt; aber die jungen Gesichter leuchten von Leben und Lustigkeit.

Ich entdecke gleich die Spassmacherin unter ihnen. – Jetzt setzt sie die Mütze schief; jetzt reitet sie ein eingebildetes Pferd und strafft die Zügel mit einer Miene, als hätte sie eine Todesangst, abgeworfen zu werden. Die Mütze gleitet ihr über die Augen herab; um sie zurechtzurücken, lässt sie die Zügel krampfhaft mit der einen Hand los; die andern winden sich vor Lachen. Ich verstehe ihr Finnisch nicht, bin mir aber klar darüber, dass sie einen schlechten Reiter karikiert.

Plötzlich entdecken sie, dass die Spassmacherin einen schwarzen Flecken auf der Nase hat, und das genügt, um das Lachen von Neuem rieseln zu lassen.

Ich versuche mich verständlich zu machen. Schwedisch können sie nicht. Die eine versucht es mit ein paar Brocken Englisch, die andern halten sich an ein wenig Deutsch. Jedem stotternden, unbeholfenen Satz folgt der Jubel der andern.

Sie sind von den Militärbehörden requiriert. An irgendeiner Station wartet ein Vorgesetzter, um ihnen näheren Bescheid zu geben. Ihr Befehl kommt nicht von der Lottenleitung, sondern vom Heere. Sie stehen unter militärischer Disziplin.

«Auf der Landenge?» schlage ich prüfend vor.

Die Augen der Spassmacherin leuchten.

«Ach ja, wenn es das doch wäre!»

«Aber ist die Landenge nicht sehr gefährlich?» frage ich.

«Ja!» rufen sie begeistert.

«Und ihr wollt am liebsten –» beginne ich.

«Alle Lotten wollen am liebsten an die Front», unterbrechen sie mich, «das ist klar.»

«Aber es ist vor dem Krieg bestimmt, wer an die Front und wer zu Hause bleiben soll», erklärt die eine.

«Und was sagen eure Mütter dazu?» frage ich.

Da sehen sie einander erstaunt an und lachen wieder.

«Meine Mutter ist selbst an der Front», sagt die eine stolz.

«Und *meine* Mutter ist Lottenführerin daheim. Sie war mit im Befreiungskrieg. Damals durften die Frauen ganz bis in die Feuerlinie hinaus; das dürfen sie nicht mehr.»

«*Meine* Grossmutter, machte 1899 mit, als sie Unterschriften auf einer Massenadresse gegen das russische Manifest sammelten. Dafür hätte man sie nach Sibirien schicken können. – Und während des Befreiungskrieges schmuggelten sie und ihre Schwester Waffen durch die Linien der Roten. Ihre Schwester wurde erschossen.»

Das kommt, als wäre nichts besonders Merkwürdiges dabei, eine Grosstante gehabt zu haben, die wegen Waffenschmuggels erschossen wurde.

Sie beginnen wieder mit dem Mann zu Pferde. Das beschäftigt sie, bis wir ihre Station erreichen. Schnell ziehen sie die Uniformmäntel an und stürmen hinaus. Ich muss selbst hier umsteigen. Eine ältere Lotte mit einem ernsten, runzligen Gesicht steht auf dem Bahnsteig und nimmt sie in Empfang. Es ist eben Zeit für eine Tasse warmen Kaffee, ehe sie in einen andern Zug gestopft werden.

Ich stehe noch da und warte auf meinen Zug, als sie fortfahren. Alle vier scharen sich ums Fenster und winken heraus. Sie gleichen vier jungen Gymnasiastinnen, die einen Ausflug machen, und nicht jungen Frauen, die in den Krieg ziehen.

Ihre Gesichter strahlen von Jugend, Lebensmut und Furchtlosigkeit; ihre Hände sind rau und rot von Arbeit. Aber sie lachen.

FELDLOTTEN UND HEIMLOTTEN

Der Fernsprecher klingelt im Hauptquartier der Lotten. Eine ruhige, sanfte, ältere Dame nennt kurz und militärisch ihren Namen. Es werden ein paar Worte auf Finnisch gewechselt, und sie wendet sich wieder zu mir.

«Zwei Sanitätslotten sollen hinaus», sagt sie. «Order vom Hauptquartier.»

«Wo hinaus?»

«Wir bekommen jedesmal immer nur halben Bescheid», antwortet sie, «wegen der Spione. Später wird der Ort durchgesagt werden.»

«Und die Lotten selbst?»

«Brauchen es nicht zu wissen. Wir haben Lotten genug, die nur darauf warten, fortgeschickt zu werden, und die unverzüglich reisen können, wohin es sein soll.»

Und diese sanfte Dame, die stellvertretende Leiterin der Zentralorganisation ist, erzählt in schlichten Worten von Finnlands waffenlosem Frauenheer, dessen 100'000 Mitglieder bei Ausbruch des Krieges alles in Bereitschaft hatten.

An der Spitze der Lotten steht Fanny Luukonen, die man oft Finnlands grössten General genannt hat. Sie ist eine kräftig gebaute Frau in den Sechzigern mit einem zielbewussten, gefurchten Gesicht und klugen, energischen Augen. Bevor sie sich Lotta-Svaerd widmete, war sie Schuldirektorin. Acht Jahre lang hat sie ihren Posten bekleidet. Zuweilen stemmt sie beide Fäuste, die Ellbogen seitwärts, aufs Knie, und dann wissen ihre Widersacher, dass sie nicht zu erschüttern ist. In ihrer ganzen Kraft und Zähigkeit scheint sie das Finnland zu personifizieren, das nicht zu bezwingen ist.

Ihr Heer ist das demokratischste und bestdisziplinierte in der Welt. Es marschiert nicht im Takt, steht nicht stramm, kennt keinen Offiziersrang. Die Führer erstehen, wo Bedarf für sie ist, und verschwinden wieder in den Reihen der Gemeinen. Sie schmücken sich nicht mit Abzeichen und fescheren Uniformen; alle sind gleich in Lotta-Svaerd. Eine Frau, die heuer Distriktsleiterin ist, kann gut im nächsten Jahr gewöhnliche Arbeitsbiene sein. «Sie

hat ein Kind bekommen, das all ihre Zeit in Anspruch nimmt», erklärt man.

Warum ist die Uniform grau? – Weil Schmutz auf Grau am wenigsten zu sehen ist. Als Farbe und Schnitt bestimmt wurden, hat man ausschliesslich Rücksicht auf die praktischen Anforderungen genommen.

Eine Lotte in Uniform darf weder rauchen, noch Alkohol geniessen; sie darf weder seidene Strümpfe noch Juwelen tragen. Kurz, sie darf nicht herausfordernd wirken. Sie soll den Soldaten der Inbegriff von Weiblichkeit, Hilfsbereitschaft und Unverletzlichkeit sein. Ihr Mut, ihr Opferwille und ihre gute Laune sollen ihn zu neuen Siegen anfeuern.

Die Soldaten sehen mit Bewunderung und Stolz zu den Lotten empor. Es ist vorgekommen, dass eine todmüde Skipatrouille von einem Zug hinter die Linien des Feindes in die Lottenkantine zurückgekehrt ist und ihre zwei Lotten von einer russischen Bombe getötet vorfand. Da wuchs ihr Zorn über alle Grenzen, sie zog wieder hinaus und richtete ein furchtbares Blutbad unter den Russen an.

Das berühmte Gedicht Runebergs von Lotta Svaerd, die mit ihrem Mann in den Krieg zog, hat die Frauen Finnlands angeeifert, ihrer Fussspur zu folgen. Im Befreiungskriege 1918 gab es keinen Lottenverein, aber ohne Aufforderung und Organisation zogen Tausende von Frauen mit ihren Männern, Brüdern und Vettern ins Feld, und die Soldaten nannten sie Lotten. Sie trugen keine Waffen, sondern verrichteten die vielerlei Arbeit einer Frau: Sie kochten, wuschen, pflegten Verwundete, flickten und reparierten.

Als die finnische Freiheit errungen war und sie warm und sicher in ihrem Heim sassen, konnten sie sich nicht von dem Gedanken losreissen, dass die Russen dereinst zurückkehren würden und dass sie sich auf ihr Kommen vorbereiten müssten. Einmal hatten sie den Krieg versucht, und sie hatten keine Furcht, ihn wieder zu versuchen.

Heute kann man nicht feststellen, wo der erste Lottenverein entstand. Frauen, die die Entbehrungen und Strapazen des Krieges geteilt hatten, schlossen sich einfach hie und da zu Vereinen

zusammen, und 1922 wurden diese Ortsgruppen im Verband Lotta-Svaerd zusammengeschlossen.

Zu diesem Zeitpunkt befand sich das grosse freiwillige Schutzkorps Finnlands, die «Skyddskarsorganisation» in vollem Aufschwung, und die Mitglieder von Lotta-Svaerd wurden die Helferinnen des Korps. Überall, wo es ein Schutzkorps gab, entstand auch ein entsprechender Lotta-Svaerd-Verein.

Als die Schutzkorps bei Ausbruch des Krieges ihr Hauptquartier von Helsingfors nach einer kleineren Stadt verlegen mussten, verlegten die Lotten ihr Hauptquartier ebenfalls dorthin, und eine wie grosse Rolle diese zwei Organisationen für das ganze Land spielten, ersieht man am besten aus den Bombardements, mit denen die Russen seitdem jenes Städtchen beehrt haben, ohne jedoch grösseren Schaden anzurichten.

In Friedenszeiten haben die Lotten die Aufgabe, für Hebung des Wehrwillens im Volke und der moralischen Tüchtigkeit der Schutzkorps zu wirken, bei ihrer Verpflegung zu helfen, zu ihrer Ausrüstung beizutragen, ihnen mit Bureauarbeit beizustehen, sowie Mittel für deren Tätigkeit und ihre eigene zu sammeln.

Wenn die Schutzkorps auf Wochenendmanöver ausrückten, begleiteten die Lotten sie mit ihren eigenen Feldküchen. Sie übten sich in der Arbeit im Felde und gewöhnten sich an die grossen Speisungen draussen und drinnen.

Als der Krieg ausbrach, beschlagnahmte das Militär alle ihre kleinen, leichten Feldküchen, die in der Feuerlinie zu gebrauchen waren. Hie und da sass ein kleiner, niedergeschlagener Lottenverein in einem armen Dorf und weinte um die Feldküche, für die er mit so grossen Opfern das Geld zusammengeschart und die er gerade angeschafft hatte; jetzt wurde sie ihnen genommen, fast ehe sie sie noch einweihen konnten.

«Aber wir hatten natürlich auch grössere Feldküchen gekauft, die sich nicht für den Transport eigneten», sagte die stellvertretende Leiterin, Frau Björkenheim, mit heiterem Lächeln. «Etwas wollten wir doch behalten; diese Feldküchen haben die Heimlot-

ten nun in Hospitälern und Kasernen aufgestellt und kochen dort. Die grössten fassen genug für 250 Mann.»

Im Übrigen stammen die allerältesten Feldküchen der Lotten aus dem Befreiungskriege. Die Deutschen hinterliessen sie ihnen, als sie 1918 ihre Truppen zurückzogen, nachdem sie Mannerheim geholfen hatten, die Russen in die Flucht zu schlagen.

Im Frieden haben viele über die Lotten gelächelt. – Warum diese hysterische Ordnung in allem? Diese übertriebene Sauberkeit? Dieses ewige Betteln um Geld, Geld und noch mehr Geld.

Da waren Schützen, die nicht selbst ihre Uniform und Ausrüstung bezahlen konnten; schön, sie erhielten sie umsonst aus den Depots der Lotten. Nahmen jedoch die Lotten auch nur ein Paar Socken oder eine Unterjacke aus den Vorräten, so mussten sie sofort ersetzt werden.

«Was spielen ein Paar Socken mehr oder weniger für eine Rolle?», fragten die Leute kopfschüttelnd.

Aber die Lotten führten diese Bereitschaft bis in die geringste Einzelheit durch.

Fünf Millionen Mark kratzten sie allein im vorigen Jahr für die Schutzkorps zusammen. Sie veranstalteten 975 Bazare und 468 Lotterien; und als die Leute durchaus keinen Platz mehr für Lottenstickereien in ihren Stuben finden konnten, machten sie sich ans Kuchenbacken.

«Man kann natürlich auch Bazare satt bekommen», sagte lächelnd Frau Björkenheim. «Wir mussten uns anderes ausdenken. Wir geben Finnlands grösstes Weihnachtsheft heraus. Es erscheint auf Finnisch in 65,000, auf Schwedisch in 15,000 Exemplaren. – Und was war natürlicher, als Restaurants? Wir sind ja so an Kochen und Kantinen gewohnt. Jetzt gibt es Lotte-Restaurants über ganz Finnland verstreut. Jedes von ihnen hat eine, in der Fachschule der Lotten ausgebildete Leiterin, aber alle andern Gehilfen sind unbezahlt. Wenn die Automobilisten sonntags bei einer solchen *Kahvila* halten, wissen sie nicht, ob es eine Gräfin

oder ein Bauernmädchen ist, das sie bedient. Die Lottenuniform verlöscht jeden Standesunterschied.»

«Wir haben eine Villa dicht ausserhalb Helsingfors gekauft», fuhr sie fort, «hier halten wir Kursus für die Restaurationsleiter, Feldküchenchefs und Telephonistinnen. Zwischendurch aber verwandeln wir die Villa in ein Pensionat, um Geld zu verdienen; und welche Verwandlung! Die spartanischen Etagenbetten werden durch breite, bequeme Betten ersetzt, die harten Taburets der Lotten durch tiefe Sessel abgelöst; aber Sie können mir glauben, dass jeder Luxus verschwindet, wenn wir mit dem nächsten Kursus beginnen. Eine Lotte muss abgehärtet und genügsam sein.

Sie kommen aus allen Schichten – die meisten wohl vom Lande. Die Arbeiterbevölkerung ist am geringsten vertreten gewesen, weil sie nicht an Krieg glaubte.

Man muss 17 Jahre alt sein, um aufgenommen zu werden, der gesetzlichen Gesellschaftsordnung treu und von zwei bekannten, zuverlässigen Personen empfohlen. Wird man ein paar Monate später dem Korps einverleibt, so kann man selbst wählen, welche Ausbildung man wünscht.

Die *Sanitätslotten* unterstützen die Sanitätstätigkeit der Schutzkorps und sind in der Kriegszeit Krankenschwestern und Krankenschwester-Gehilfinnen. Als der Krieg ausbrach, hatten diese Lotten acht vollkommen ausgerüstete Feldlazarette mit allem Zubehör, nebst 40 Pferden und Schlitten zum Transport der Lazarette von einem Ort zum andern bereit.

Die *Feldküchenlotten* sorgen für Zubereitung und Anrichten von Speisen bei Manövern, Festen und Paraden. In der Kriegszeit tun sie in Hospitälern, Kasernen, Baracken und Ambulanzzügen Dienst.

Die *Einsammel- und Bureaulotten* sind passive Mitglieder und verdienen auf hunderterlei Weise Geld. In der Kriegszeit tun sie im Heere Dienst: in Bureaux, als Telephonistinnen und beim Nachrichtendienst. Die Luftwehrabteilung mit ihren berühmten Turmwachen gehört zu dieser Gruppe.

Die *Ausrüstungslotten* stehen den Schutzkorps bei Anschaffung und Erhaltung der Ausrüstung bei.

In den drei ersten Abteilungen gibt es sowohl Heimlotten wie Frontlotten.

Eine Frontlotte muss sich im Voraus kontraktlich verpflichten, im Kriegsfall ganz zur Verfügung des Militärs zu stehen, wenn nötig drei Jahre lang. Ihr Arbeitgeber muss eine Erklärung unterschreiben, dass sie vom Augenblick der Mobilisierung an ihre volle Freiheit hat.

Ihre vollständige Ausrüstung liegt im Depot der Lotten bereit, und so gründlich wird zu Werke gegangen, dass sie nicht mit einem einzigen Gegenstand zu viel oder zu wenig abzieht. Ihre Instruktionen schreiben genau vor, was sie in den verschiedenen Uniformtaschen und in ihrem Rucksack haben soll. – Hören Sie einmal, wie wenig sie braucht:

Zur Ausrüstung der Feldlotten gehört: Kleidung und Überkleidung, Ledergürtel zur Stütze des Rucksacks, Rucksack mit vollständiger Packung, möglichst graue Wolljacke, Lotta-Svaerd Skistiefel.

Es ist Sache der Abteilungen, dafür zu sorgen, dass die Feldlotten immer die gehörige Ausrüstung bereit haben. Falls sie ihre Ausrüstung nicht selbst anschaffen können, soll die Abteilung sie ihnen auf Abzahlung verschaffen oder aus dem Vorrat der Abteilung schenken, wo es immer eine Anzahl Überkleider, Rucksäcke, Skistiefel usw. gibt, die an abkommandierte Lotten ausgeliehen werden können.

Die rechte Tasche des Uniformmantels enthält: Taschentuch, Notizbuch, Bleistifte, Messer, Fausthandschuhe.

Die linke Tasche: Nähzeug, Streichhölzer und Nothilfepäckchen.

Die Brusttasche: Armbinde mit zwei Sicherheitsnadeln.

Der Rucksack enthält:

Beutel Nr. 1a: Lottenkleidung.

Beutel Nr. 1: Unterzeug, Taschentücher, 2 Handtücher, weisse Manschetten, für Feldküchenlotten Arbeitsschürze nebst Kappe, für Sanitätslotten 3 weisse Schürzen und 2 Kappen.

Beutel Nr. 2: Skistiefel, Schmierfett und Putzmittel, 2 Paar warme, wollene Strümpfe.

Beutel Nr. 3: Schmutzige Wäsche.



Fanny Luukonen, die Leiterin des grossen Frauenbundes Lotta Svaerd



Lotten im Kantonement

Beutel Nr. 4: Toilettegegenstände.

Das linke Täschchen des Rucksacks: Blechschachtel mit Notproviant: Zwieback, Tee, Zucker, Salz (wenn möglich Schokolade und eine Dose Konserven), Licht oder Taschenlampe, Inhaltsverzeichnis des Rucksacks.

Das rechte Täschchen des Rucksacks: Messer, Gabel, Löffel und Essschüssel.

Die Feldflasche wird an der linken Seite befestigt, entweder am Gürtel oder am Rucksackriemen. Die Feldkasserolle wird, falls eine solche vorhanden, an der Aussenseite des Rucksacks befestigt.

Als Finnland seine Söhne zu den Waffen rief, galt die Mobilisierung auch Tausenden von Lotten. Jede kannte im Voraus ihren Platz. An allen Eisenbahnknotenpunkten standen Feldküchenlotten mit dampfendem Essen und Kaffee für die hungrigen, auf der Durchreise befindlichen Soldaten bereit. Die Sanitätslotten meldeten sich bei Lazaretten und Ambulanzen; Luftwehrlotten kletterten in ihre Türme, Kontorlotten setzten sich an ihre Fernsprecher und Schreibmaschinen.

Und auch die Heimlotten blieben nicht passiv. An vielen Stellen hatte man Verwendung für sie. Befanden sie sich nicht unter den Glücklichen, die an die Front sollten, so standen doch Tausende bereit, um ihre vierzehn Stunden täglich für die Sache Finnlands zu arbeiten. Oft lag ihr Arbeitsfeld so fern von der Heimat, dass auch sie fortmussten, um sich mit ihrer spartanischen Ausrüstung in einem Lottenschlafsaal mit Etagenbetten zu einem Leben in harter Mühsal und Entsagung niederzulassen.

Sie gingen mit derselben Entschlossenheit und Opferfreudigkeit in den Krieg wie die Soldaten.

«Ohne unsere 100,000 Lotten stünde Finnland heute nicht so, wie nun», sagte Unterrichtsminister Hannula stolz zu mir, dessen Frau in seiner Vaterstadt hoch im Norden Dienst tat.

Seine Worte habe ich oft von Leuten aller Schichten wiederholen hören. Finnland ist stolz auf seine Lotten. Und Finnlands

Lotten sind stolz auf die tapferen Söhne des Landes.

In völliger Gewissheit über die gegenseitigen Kräfte standen sie Schulter an Schulter in dem ungleichen Kampfe einem übermächtigen Feinde gegenüber. Und als der Krieg beendet werden musste, machten sie sich ungeschwächt an die gigantischen Aufgaben, die unverzüglich zu lösen waren. 100 Tage übermenschlicher Strapazen hatten sie nicht geschwächt; die harten Bedingungen der Russen erfüllten sie nicht mit Hoffnungslosigkeit. Mehr als je brauchten sie jetzt all ihre Kraft.

DIE OPFER DER VERDUNKELUNG

Künstliches Licht ist in unserm Dasein etwas Selbstverständliches geworden. Unsere Augen haben die Fähigkeit verloren, im Dunklen zu sehen.

Aber es geschieht, dass ich um Mitternacht in einem Schneesturm mit Rentieren über das Eis des Tanaelvs fahren muss, und ich entdecke, dass mein Führer, der primitive Berglappen, den Weg so sicher findet, als wäre es helllichter Tag.

Jetzt stehe ich vor dem Hotel im verdunkelten Helsingfors und wünsche mir die Augen des Berglappen. – Seit meiner ersten Nacht in Finnland habe ich mir die Augen des Berglappen gewünscht.

Auf einer namenlosen Station an einem Eisenbahnknotenpunkt wartete ich vier Stunden, während die Finsternis alles auslöschte. In weiter Ferne ertönte der pfeifende Ruf einer Lokomotive, und als von der Station geantwortet wurde, kam sie langsam hereingeglitten.

Der dunkle Koloss war meinen Augen unsichtbar. Die dunkle Station konnte ich nicht unterscheiden. Ich tastete mich über den vereisten Bahnsteig und prallte auf unsichtbare Menschen. – Was war Bahnsteig, was Zug, was Schienen? – Und war es *mein* Zug? – Gibt es denn keinen einzigen unter all diesen Unsichtbaren, der

Schwedisch versteht? – Nein, das ist nicht mein Zug. – Wo lag doch noch der Wartesaal? Nicht der schwächste Lichtstrahl quillt heraus, obgleich unaufhörlich Menschen kommen und gehen. Aber man muss durch mehrere Türen hindurch, bis man ins Licht gelangt, zu müden Soldaten, die sich auf den Fussboden geworfen haben und, das Gepäck als Kopfkissen, wie Steine schlafen, zu Evakuierten, die ihre erschöpften Glieder auf drei Stühle verteilt haben, hin und wieder aufwachen und sich ein wenig auf ihrem Lager wälzen, um neue Stützpunkte für den Körper zu finden.

Geschäftige Kellnerinnen servieren Beefsteak und Wiener Schnitzel von Tellergrösse für acht Mark; sie schenken zahllose Tassen dampfenden Kaffees ein und müssen unaufhörlich die Butterbrotvitrinen mit frischen Vorräten füllen.

Ein neuer Zug pfeift in der Ferne und reisst Schlafende aus ihren Träumen. Schlaftrunken taumeln sie in die Nacht hinaus, stolpern unsichtbare Stufen hinab und werden von dem unsichtbaren Ungeheuer verschlungen.

Ich versuche mein Glück, gehe geradeaus, bis ich auf den Zug pralle, taste mich zu einer Treppe, zu einer Tür hinauf, aber drinnen ist es ebenso dunkel. Irgendwo in dem abgeblendeten Korridor muss ein Griff sitzen. – Meine Hand sucht oben und unten, rechts und links. Jetzt finde ich ihn. Jetzt stehe ich in einem schwach erleuchteten Wagen, wo ich schlafende Soldaten auf Wandbrettern unterscheide. – Also wieder hinaus und den Zug entlang! – Lasst mich hier versuchen. – Himmel! – Das ist ja ein Gepäckwagen! – Dort steht mein Koffer, es ist also jedenfalls der richtige Zug.

Ich mache einen neuen Versuch und lande in einem Abteil dritter Klasse. Dann wandere ich weiter von Wagen zu Wagen. Jetzt weiss ich, wo die Handgriffe in den schwarzen Korridoren sitzen. Stosse ich aber auf Menschen, so werden sie eingeklemmt zwischen der Wand und meinem gewaltigen Rucksack.

Wo finde ich das Schlafabteil, dem meine Jagd gilt? – Ratlos bleibe ich in einem Tagwagen zweiter Klasse stehen, ich kann nicht weiterkommen und frage nach dem Weg; Menschen, deren

Gesichter ich im Halbdunkel nur undeutlich sehen kann, antworten auf Finnisch; ein Marineoffizier springt auf und bemächtigt sich meines Gepäcks; dann geht es im Lauf den ganzen Zug hinab bis zum hintersten Wagen.

W enn nur der Zug nicht ab fährt, ehe wir hingelangt sind ! Der Zugführer kann uns nicht sehen. – Gott weiss, wie viele Unglücksfälle geschehen, weil die Menschen zur Finsternis des Mittelalters zurückgekehrt sind und doch die schnellen Verkehrsmittel des zwanzigsten Jahrhunderts benutzen müssen, die Licht und Signale erfordern, welche jetzt erloschen sind.

Hie und da springt ein blauer Lichtpunkt in der Dunkelheit heraus. Menschen suchen ihr Abteil. Das Licht meiner Taschenlampe ist unerlaubt scharf. Ich warte im Dunklen, bis ein blauer Lichtpunkt in der Nähe auftaucht und mir den Weg weist.

«Streng verboten, das Licht anzuschalten», steht unter dem elektrischen Schalter im Abteil; aber hier ist es so dunkel, dass meine Augen es erst am nächsten Morgen lesen, als das Tageslicht hereingelassen wird.

Und jetzt stehe ich hier auf einer Hotelterrasse in Helsingfors und fühle mich so ratlos, als wäre ich blind. – Dass eine verdunkelte Stadt *so* dunkel sein kann, ahnte ich nicht. Ich muss mich ein wenig an den Übergang von dem strahlend erleuchteten Restaurant gewöhnen; drinnen vergass ich einen Augenblick, dass Finnland sich im Kriege befindet und die Einwohnerzahl von Helsingfors auf weniger als die Hälfte gesunken war. Jeder Tisch war von fremden Berichterstattern oder Offizieren auf Urlaub besetzt; Stimmen surrten, Gläser klirrten, Kellner servierten mit einer Miene, als wäre ihr Beruf von allergrösster Wichtigkeit.

Es gibt mir direkt einen Stoss, als die Tür hinter mir zufällt und ich in dichte Finsternis gehüllt auf der obersten Stufe stehe. Einen Augenblick überfällt mich eine heftige Lust, umzukehren zu Licht, Wärme und Menschen; aber vielleicht hilft es, wenn ich lange genug in das tiefe Dunkel gestarrt habe.

Ich höre Geräusche hie und da, aber meine Augen unterscheiden nichts. – Warum habe ich auch nicht darauf geachtet, wie viele Stufen es hinunter geht? – Ich schleppe die Füße über den glatten Bürgersteig und pralle auf einen Menschen. Da lerne ich die Augen gebrauchen und beizeiten ausweichen, wenn Schritte sich nähern. Ein schwaches, blaues Licht warnt mich vor einem kommenden Auto. Es ertönen Stimmen um mich her. Mehr und mehr. Leute kommen in kleinen und grossen Gruppen angeströmt. Ich folge ihnen durch ein tiefes, dunkles Tor; eine schwarze Tür schwingt auf, wir schleppen uns durch einen abgeblendeten Korridor hindurch und stehen in der erleuchteten Vorhalle eines Kinos. Endlose Reihen warten an den Billettschaltern, aber vor der Spitze der Schlange machen sie Soldaten auf Heimaturlaub Platz. Alle wollen diesen Film von der schonungslosen Vernichtung finnischer Städte durch die Russen sehen.

Am Tage riskiert man jeden Augenblick, dass der Spaziergang durch schrillen Alarm unterbrochen wird, der alle Menschen von den Strassen wegfeht. Aber an einem bewölkten, pechschwarzen Abend wie diesem kann man sich ruhig ins Kino begeben. Die Leinwand mahnt zu Ruhe und Ordnung, falls die Vorstellung plötzlich durch Alarm unterbrochen werden sollte. Man lehnt sich in den bequemen Sesseln zurück und lässt den Blick über zerschossene Häuser und brennende Ruinen, über vernichtete Heime und zertrümmerte Autos gleiten; die meisten kennen solche Bilder aus eigener Anschauung.

Dann stehen wir wieder auf der Strasse und schleichen ungeschrien heim. – Wie viele Schritte waren es doch bis zur nächsten Strassenkreuzung? – Ich stolpere über ein dunkles Bündel auf dem Bürgersteig, ein Mensch ist über einen Kantstein gefallen. Ich rufe den hinter mir Kommenden warnend zu; eine verbotene Taschenlampe spielt einen kurzen Augenblick über die Szene hinweg, da wissen wir, was Arme und Beine sind und helfen dem dunklen Klumpen auf.

Aber die Frau ist wohl zu Schaden gekommen. Sie klagt über ihren Arm. Als wir ihn berühren, ächzt sie ein wenig. – Ob es

weit zur Unfallstation ist? Können wir sie im Dunkeln finden?

Sie ist nicht weit. Im nächsten Hotel haben die Sanitätslotten eine Nothilfestation eingerichtet, wo die ganze Nacht Opfer der Verdunkelung behandelt werden können.

In meinem eigenen Hotel sind Sanitätslotten Tag und Nacht eifrig in Tätigkeit. Im Fahrstuhl fahre ich mit einer sanften, mütterlichen Frau in Grau hinauf, die immer ein Medizinglas mit Pillen oder Tropfen in der Hand hält.

Hier liegt ein italienischer Korrespondent mit Frostschäden in den Lungenspitzen; dort hat sich ein Amerikaner eine Lungenentzündung zugezogen, als er 30 Kilometer weit auf Skiern zur Front eilte und in einem eisigen Schützengraben abgekühlt wurde. Fast alle ausländischen Journalisten müssen zeitweise ins Bett mit Halsschmerzen, Bronchitis, Fieber, ehe sie sich ans Klima gewöhnt haben. Es sei nicht leicht, krank in einem fremden Hotel, in einem fremden, vom Krieg verheerten Lande zu liegen, denken sie. Aber da klopft es an die Tür, eine Sanitätslotte tritt ein und pflegt sie so sorgsam, als wären sie in ihrem eigenen Heim.

Diese fleissigen, grauen Frauen erscheinen überall. Ihre Arbeit kostet nichts. Sie führen aus, was ihnen auf getragen wird. Vielleicht hat das nicht direkt etwas mit dem Kriege zu tun; aber man kann dem Vaterland auf vielerlei Art und Weise dienen.

Im Pressebureau des Hotels stellt sich früh am Morgen ein junges Mädchen ein; es ist eine Bureaulotte, die es übernommen hat, französischen und deutschsprachigen Korrespondenten die wichtigsten Nachrichten aus den finnischen und schwedisch-finnischen Zeitungen zu übersetzen. Von dort eilt sie zu ihrer Bureaustellung irgendwo in der Stadt, und abends bedient sie in einem grossen Volksrestaurant, das sich nicht die nötige Zahl von Kellnerinnen hat verschaffen können, um dem gewaltigen Kommen und Gehen von beurlaubten Soldaten gewachsen zu sein. Ihr Arbeitstag steigt leicht auf 14-15 Stunden, und doch vergisst sie nicht das erste Gebot der Lotten: keine Klagen, immer ein Lächeln und gute Laune.

Eilige Schritte ertönen von allen Seiten, als ich vor Tagesanbruch zu einem frühen Morgenzug wandere. Die Strassenbahnen beginnen erst zu fahren, wenn es hell ist, und dann ist die Bevölkerung längst auf dem Wege zur Arbeit.

Die Frauen sind in der Mehrzahl, denn die Männer sind ja an der Front. Sie gehen ihrem Beruf nach, als existierten Krieg und Luftangriffe überhaupt nicht.

Aber hinter abgeblendeten Fenstern wachen die Sanitätslotten. In diesen brütenden, dunklen Morgenstunden, wenn die Mehrzahl der Bewohner der Stadt sich auf den Weg macht, ist die Zahl der Unglücksfälle am grössten. Und die Lotten stehen bereit, die Opfer der Verdunkelung in Empfang zu nehmen. Ja, ihre Bereitschaft erstreckt sich noch weiter. In jeder einzelnen Stadt von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, tun sie Dienst auf den Nothilfestationen; nach den schonungslosen Luftangriffen kommen sie mit verwundeten Zivilisten hereingeströmt. Und hätten die Russen mit Gasbomben begonnen, so wären sie auch gerüstet gewesen, dieser neuen Form von Kriegsführung zu begegnen. Im ganzen Lande haben ausgewählte Lotten besondere Gasabwehrkurse durchgemacht; ihre Gasangriffsstationen standen bereit, um die Opfer des Gases zu empfangen und zu behandeln.

«Im Frühjahr», sagten sie, «wenn der Schnee schmilzt und die Kälte verschwindet, können wir die ersten Gasbomben erwarten.»

Aber vor dem Frühjahr kam der Friede, und heute sind es andere Aufgaben, die den vollen Einsatz der Lotten erfordern.

AUF DEN ÄUSSERSTEN INSELN

Grosse, alte Festungswerke mit riesendicken Mauern liegen gegen die Drohungen vom Meere her seit Jahrhunderten auf der Wacht.

Eine Gitterpforte schneidet sie vom Leben draussen ab; hinter dem Gitter wandert eine Schildwache mit aufgepflanztem Bajonett hin und her.

Durch ein enges historisches Ziegelsteinportal geht mein Gang. Ich bin gewohnt, dass die Lotten ungeniert ein- und ausgehen, wo andere keinen Zutritt haben; aber die Dame, die die Parole abgibt und den Passierschein für uns beide vorzeigt, ist keine Lotte; sie ist die Sekretärin des Frauenvereins «*Wohl der Küstenbewachung*».

Die Schildwache steht stramm und lässt uns passieren. Heimisch bewegt sich meine Begleiterin im Dunklen zwischen engen, steilen, schneebedeckten Strassen, zwischen uralten Festungsmauern, Treppen hinauf, deren Stufen von jahrhundertlangem Gebrauch tief gefurcht sind.

Und plötzlich befinden wir uns in einem gemütlichen Klub, einem Heim für die Küstenbewachung, deren viele Männer Tag und Nacht an die Festung gefesselt sind.

Junge Mädchen stehen hinter dem Schenktisch und giessen Kaffee ein. Das Radio sendet seine sanften Töne ins Lokal. Männer in dicken Sweatern spielen Billard, Schach, Karten oder sitzen nur da und geniessen die Wärme, blättern in illustrierten Zeitschriften nach langen Wachestunden in der schneidenden Kälte.

Ich taste mich wieder die dunklen Treppen hinab und weiter über den Schnee. Ich klettere auf steilen Stufen empor zu den oberen Festungswerken, die hoch über meinem Kopfe hängen, krieche dann hinab in einen tiefen Keller, dessen Mauern erbaut sind, um feindlichen Kanonenkugeln zu widerstehen, einen Keller, der in einem modernen Krieg einen ausgezeichneten Bombenschutz abgibt.

Durch einen langen, engen Gang gelange ich ins Innerste. Eine Tür wird aufgerissen. Ich bin in der merkwürdigsten Kantine der Welt. Schwere Bombenschutzpfosten stützen Wände und Decke, und zwischen den Pfosten befinden sich gezimmerte Bretter für die Kaffeetassen. Ein kleiner Herd verbreitet Wärme und Kaffeeduft. Auf den schmalen, engen Bänken, die zwischen die Pfosten geklemmt sind, sitzen breitschultrige Männer und genie-

sen die wohlverdiente Ruhe. Hinter dem kleinen Buffet arbeiten Studentinnen Tag und Nacht. Kein Luftalarm unterbricht sie in ihrer Beschäftigung. Im Gegenteil: Luftalarm macht ihr Restaurant gedrängt voll. Hierher nimmt man ja seine Zuflucht, wenn die Gefahr droht.

Ein Mann in weissem Sweater kommt mit seiner Harmonika herein. Da sitzen sie denn alle und lauschen träumend. – Die Finnen lieben Musik und Gesang. Und diese Frauen, die mit Kaffee und Wecken und Zigaretten und einem freundlichen Wort Tag und Nacht bereit stehen, haben es verstanden, selbst in diesem engen, kleinen Luftschutzraum eine Gemütlichkeit zu verbreiten, die die Gedanken auf das Heim lenken und alles, was des Kämpfens wert ist.

Mein Blick ruht auf den Studentinnen. Ihre Tage sollten von Vorlesungen, ihre Abende von Büchern und dem Verkehr mit Kameraden in Anspruch genommen sein. Stattdessen verbringen sie jede freie Stunde in einem tiefen Keller unter einem der äussersten Festungswerke von Helsingfors am Wasser.

Viele haben sich zum Nachtdienst gemeldet und schlafen am Tage; von Zeit zu Zeit veranstalten sie Unterhaltungsabende für die Mannschaften, singen und spielen, stellen Tableaus und beschliessen das Fest mit einer grossen Kaffeetafel. Da sind gleich einige, die etwas von der Sekretärin wollen. Sie hat ihre Bitte erraten, ehe sie noch ausgesprochen ist, denn die Bitte ist immer dieselbe: «Wann braucht man uns in einem der Soldatenheime auf den äussersten Inseln? – Wir wollen dienen, wo es am gefährlichsten ist.»

In klingendem Frost jagt mein Schlitten übers Meereis – auf dem Wege zu einer Küstenbatterie, zu der Korrespondenten sonst keinen Zutritt haben; die Frau eines Generals, die einen hervorragenden Platz im «*Wohl der Küstenbewachung*» einnimmt, hat mir einen Pass verschafft.

Nur Nase, Mund und Augen sind sichtbar; der Rest meines Gesichts verschwindet in Wolle und Pelz; ich schlage mir den weissen Schafpelzkragen über die Ohren, verkrieche mich tief

unter der Schlittendecke und dennoch spüre ich den eisigen Hauch des Windes. Heute Nacht waren es 30 Grad Kälte.

Das Pferd ist ganz von weissem Reif bedeckt, es jagt wild dahin, als fürchte es, dass Bombenflieger uns hier fern vom Lande überraschen.

Von Petsamo bis Ladoga erstreckt sich eine lange Reihe befestigter Inseln; ihre Verteidiger sind längst besungen worden. Ehe das Eis alle Gewässer in Banden legte, richteten russische Kriegsschiffe ihr mörderisches Feuer gegen sie, und Bombenflieger entleerten ihre Last; aber die Männer ergaben sich nicht, nur die Inseln, die ausserhalb der eigentlichen Verteidigungslinie lagen, mussten aufgegeben werden. Erst als die Räumung beschlossen war, verliessen die Frauen ihr Soldatenheim.

Eine Küstenbatterie in Nordostladoga war ganz besonders dem heftigen Druck des Feindes ausgesetzt.

«Wollt Ihr nicht weg von hier?», fragte der Kommandant die vier Frauen, die das Soldatenheim versorgen.

«Danke nein, aber wir müssen noch zwei kommen lassen», antworten sie; «hier ist jetzt Arbeit genug für sechs, da Ihr Verstärkung bekommen habt.»

Und die zwei kamen umgehend. Es gab Frauen genug, die nur darauf warteten, verwendet zu werden.

«*Wohl der Küstenbewachung*» wurde im Frieden gegründet. Es hat die Aufgabe, Soldatenheime bei den Küstenbatterien zu bauen und zu unterhalten, dort, wo die Soldaten am meisten einer gemütlichen Zufluchtsstätte in ihrer kargen freien Zeit bedürfen.

Mehr als 100 Soldatenheime sind über die Inseln und Batterien längs der Küste ausgestreut. Offiziersfrauen, Studentinnen, Bureaulistinnen, Frauen aller Schichten wetteifern, dort zu arbeiten. – Auf die Inseln kann natürlich nur kommen, wer alles andere aufgibt und festen Aufenthalt dort nimmt.

Das Eis klirrt unter den Hufen des Pferdes und wird in scharfen Partikeln in den Schlitten geschleudert. Lustig geht die Fahrt

auf die schneebedeckten Festungswerke zu, die sich aus dem Meere heben. Der Kutscher kann nur schwer das Pferd zum Halten bringen, als wir zu den äussersten Wachtposten gelangen, die unsere Passierscheine prüfen. Dann gleiten wir hastig an langen, niedrigen Kasernen vorbei und fahren beim Soldatenheim vor.

Ach, sie haben uns so vieles Amüsante zu erzählen, die jungen Frauen, die den dampfenden Kaffee gebraut haben. – Kunden kommen und gehen den ganzen Tag; es gibt immer welche, die frei haben. – Und seht nur die vielen neuen Spiele, die man uns geschickt hat. Bald können die Soldaten ebensogut mit Pfeilen nach der Scheibe werfen wie mit Messern.

Und da war ja neulich das grosse Bombardement! – Die alten Festungswerke zitterten und bebten in ihren Grundmauern, und Scheiben sprangen.

Ich muss ans Fenster treten und den winzigen Werder sehen, der ganz für sich im Eise liegt und von einem einzigen Mann bewacht wird. Er hat sich eine prächtige Glitsche gemacht, um sich warm zu halten.

Dort stand er, während die Bombenflieger über seinem Haupte schwirrten. Es gab einen gehörigen Krach, als eine Bombe einschlug. Aber kurz darauf war er am Telephon. «Melde, dass eine Bombe den Werder traf; ich sprang zehn Meter hoch; zwei Fenster zerknallt; alles wohl.» – Da musste der Wachhabende sich auf dem Stuhl zurücklehnen und schallend lachen, während die Bomben weiter auf das Fort herabregneten.

Und sie erzählten von einem Geistlichen, der zu einer Küstenbatterie auf einer fernen Insel kam und Zeuge eines fürchterlichen Bombardements wurde. Mehr als 30 Flugzeuge kreisten in der Luft und griffen wieder und wieder an, und währenddessen bereitete ein junges Mädchen ruhig den Kaffee.

Zuletzt konnte er seine Besorgnis nicht länger zurückhalten. «Warum gehen Sie nicht in den Schutzraum hinunter?», fragte er ängstlich.

«Der Kaffee muss warm sein, wenn die Jungens kommen», lautete die kurze Antwort.

«Aber fürchten Sie sich denn gar nicht?», fragte er erstaunt.

Sie sah ihn verwundert an und antwortete leise: «Gott weiss, dass die Jungens mich brauchen.»

In ihren Worten lag eine solche Würde und Zuversicht, dass er nicht mehr fragte.

Das Pferd steht ungeduldig stampfend draussen, während wir den Kaffee hinuntergiessen; fast noch ehe wir in den Schlitten gekommen sind, beginnt es zu laufen.

20,000 Weihnachtspakete schickte «*Wohl der Küstenbewachung*» den Männern, die Weihnachten auf ihren ausgesetzten Posten feiern mussten; und die Frauen draussen in den Soldatenheimen hatten mit den festlichen Vorbereitungen alle Hände voll zu tun.

Als am Weihnachtsabend der Gesang von den äussersten kleinen, vom Eis eingeschlossenen Felseninseln in die Nacht hinaus erklang, kam sachte die Weihnachtsstimmung, so schön und erhaben und wundersam wie nie zuvor; denn, dass die Menschen bereit sein sollten, sich für etwas zu opfern, das grösser als das Leben ist, war ja doch der höhere Sinn dieser Feier. Und all diese Männer und die Handvoll tapferer Frauen, die hier standen und sangen, waren dazu bereit. Deshalb fühlten sie sich fester aneinander gebunden, als die stärksten Familienbande dies hätten tun können.

Wir halten bei einem neuen Soldatenheim. Eine Frau kommt die Treppe heruntergesprungen, mit einem starken, klugen Gesicht, – im Frieden eine berühmte Sängerin, jetzt Leiterin dieses Soldatenheims und darauf erpicht, einen noch gefahrvolleren Posten zu erhalten.

«Es ist die dankbarste Arbeit von der Welt», versichert sie mir froh. «Die Jungens freuen sich so über alles, was wir tun.» Die Stimme ist ein wenig heiser, aber wenn schon – es ist ja nicht mehr die Stimme, auf die es ankommt.

In der Küche im Keller helfen ein paar junge Spassvögel beim Aufwaschen. Nachher sind 300 Flaschen zu spülen und auszukochen.

«Wenn mehr als 20 Grad Kälte sind, fahren wir nachts mit Kaffee in Flaschen zu den Wachtposten», erklärt die Sängerin. «Der hält sich gut warm, wenn wir ihn nur kochend in die brennend heißen Flaschen giessen und dann gehörig in Zeitungen einpacken.»

Sie sieht mich mit strahlenden Augen an.

«Sie haben keine Ahnung, wie kameradschaftlich alle hier auf der Insel zu uns sind», sagt sie begeistert. «Um elf Uhr abends noch stellen sie uns ein Pferd – früher schliessen die Soldatenheime ja nicht.»

Aber sie vergisst daran zu denken, wie herrlich es von ihr selbst ist, nach einem anstrengenden Tag im Soldatenheim bei 20 Grad Kälte die Runde zu den verfrorenen Wachtposten zu machen. Sie spricht nicht vom schneidenden Frost und Wind; sie spricht nicht von der brütenden Finsternis, die die Fahrt mit einem gewissen Risiko verbindet; sie spricht nicht vom Schnee, der ihr auf diesen langen nächtlichen Fahrten das Gesicht peitscht.

«Eigentlich sollen die Soldaten 1 Mark und 25 Penniä für Kaffee und Wecken bezahlen», lacht sie, «aber das nehmen wir nicht so genau im Kriege, und die Wachtposten bekommen ihn natürlich umsonst.»

Plötzlich verstehe ich, warum sie so heiser geworden ist, und warum sie so sorglos ruft: «Die Stimme – ach was, auf die kommts jetzt nicht an.»

DIE TURMLOTTEN

Als ich heute Morgen die Augen aufschlug und den Blendenschutz von den Fenstern zog, fühlte ich plötzlich einen Stich im Herzen. Das Städtchen lag so wunderbar schön ausgebreitet vor mir, und *ich* hatte nur an Krieg und Verderben gedacht.

Ach, Finnland, wie können deine kleinen Städte im Norden mir ans Herz rühren. Aus Hunderten von Schornsteinen steigt der weisse Rauch zum blauen Himmel empor; die Sonne glitzert auf schneebedeckten Dächern.

Ich sehe nicht die klaffenden Löcher auf Strassen und Bürgersteigen, wo die Bomben einschlugen; ich sehe nicht die zerlöchernten Mauern, wo die Maschinengewehre knatterten und Granatsplitter trafen; ich sehe nicht die scheibenlosen Fenster, die mit Brettern verdeckt sind.

Das Städtchen hat kein Fensterglas mehr, Haus für Haus ist mit dicken Brettern bekleidet worden, wenn die Scheiben sprangen; Haus für Haus hat Sprünge und Ritzen gedichtet und ausgebessert, damit die eisige Winterkälte nicht in die dunklen, fensterlosen Stuben dränge.

Es ist der erste Alarm. Das Schrillen der Sirene mischt sich mit einem ohrenbetäubenden Glockenläuten im Korridor des Hotels.

Ich stehe von meiner Schreibmaschine auf und beginne meine Sachen zusammenzuraffen. Geld und Papiere, Pass, Uhr und Photoapparat verschwinden in den Riesentaschen meines Schafpelzes. Die Seehundsmütze auf den Kopf, vielleicht ist es kalt im Luftschutzraum.

Ein Stubenmädchen kommt den Gang entlang. Schwedisch spricht sie nicht, aber mit einer Handbewegung bedeutet sie mir, dass ich die Hintertreppe hinunter soll.

Im untersten Stockwerk stosse ich auf andere Menschen, die von der Strasse hereinströmen. Jeder scheint eine Ehre darein zu setzen, langsam und ruhig zu gehen und sich nicht zu übereilen. Ein älterer Mann trägt seinen Hund auf dem Arm; ein Ehepaar hat einen Säugling mit, der heftig protestiert, weil man ihn aus der Wiege gerissen hat. Es ist das einzige Kind, das ich in der kleinen Stadt sehe, deren wichtige Brücken und Soldatenkasernen ständige Zielscheiben für die Angriffe der Russen sind.

Jeder Luftschutzraum hat seinen verantwortlichen Wart, der Ruhe und Ordnung aufrechterhalten soll. Das erste ist, dass er den Haupthahn zu den Dampföhren zudreht. Die Stammgäste haben

offenbar ihre festen Stühle; wohlvertraut holen sie Streichhölzer und Stearinkerzen hervor.

Ein altes, runzliges Mütterchen bildet den Mittelpunkt eines kleinen Kreises von Frauen, die das Innerste des Raumes aufgesucht haben. Aber die meisten bleiben in einem langen, engen Gange stehen und beugen die Köpfe, um sie sich nicht an den Heizrohren zu stossen.

Die finnische Gastfreundschaft Fremden gegenüber strömt mir sodann entgegen. Ich werde genötigt, mich auf einen der leeren Stühle zu setzen; und dann beginnen sie mit mir zu plaudern. Meine gelbe Armbinde sagt ihnen, dass ich Kriegskorrespondentin bin.

Eine Frau beugt sich neugierig zu mir und sagt etwas auf Finnisch. Ich schüttle den Kopf. – Eine andere fragt in schlechtem Schwedisch, ob ich ihre Sprache gar nicht verstünde. – «Eins, zwei, drei», sage ich auf Finnisch, und dann gluckst das Lachen in ihnen.

Plötzlich habe ich acht Finnisch-Lehrerinnen. Eine von ihnen kann ein wenig Schwedisch; sie verlangt Bleistift und Papier, und dann beginnt meine erste Stunde. Ich soll bis zehn zählen lernen. – Jedesmal, wenn ich eine Zahl falsch ausspreche, jubeln sie vor Begeisterung, und acht Stimmen sagen die Zahl im Chor. Eine Frau mit einer grossen Binde um den Kopf hat passiv mit geschlossenen Augen dagesessen, als erwartete sie diesmal nicht, nur mit einer Wunde davonzukommen. Jetzt wird ihr Interesse von dem Unterricht gefesselt.

Vor acht Tagen forderte das Bombardement der kleinen Stadt dreizehn Todesopfer und viele Verwundete. – Und hier sitzen diese älteren Frauen nun und scheinen nur den einen Gedanken im Kopfe zu haben, dass ich lernen soll, «Sieben» zu sagen, so dass es nicht misszuverstehen ist.

Meine Gedanken kommen zur Lottenchefin, die, als der Alarm ertönte, auf dem Wege zu mir gewesen sein muss. Wo mag sie nur Unterschlupf gesucht haben? – In der letzten Woche bedachte sie sich mehrmals, ob sie in einen bombensicheren Keller gehen sollte. Es ist unerträglich, seine Zeit dort unten zu vergeu-

den, wenn man so viel Arbeit hat, dass man die Nacht zu Hilfe nehmen muss.

«Aber es ist nicht recht, draussen zu bleiben», sagt sie. – Vom Keller aus hörte sie eine Bombe einschlagen und mit ohrenbetäubendem Lärm explodieren, und als abgeblasen wurde und sie auf die Strasse ging, sahen ihre Nachbarn sie merkwürdig an. Sie sagten nichts, aber ihren Gesichtern konnte sie ansehen, welches Haus getroffen war.

Jetzt wohnt sie beim Adjutanten des Obersten. Alles hat sie verloren. Und doch ist ihr Antlitz noch ebenso freundlich und mild.

Ihre Tage sind mit Organisationsarbeit erfüllt. Sie hat keine Zeit, an das Haus zu denken. Wenn ich mit ihr auf der Strasse gehe, kann ich merken, dass jeder Gruss, den sie empfängt, eine stille Huldigung ist.

Drei Söhne von ihr sind im Krieg, der eine ist Fliegerleutnant und wurde bereits ausgezeichnet, weil er zwanzig russische Flieger abgeschossen hat.

«Ich weiss wirklich nicht, wie er das macht», lächelt sie. «Über so etwas schreibt er nie.» – Ihre Tochter ist Lotte.

Es gibt Frauen, die mit ihrem eigenen Haushalt nie fertig werden. Aber dann wieder gibt es Frauen wie diese, die Witwen werden, ganz allein eine grosse Kinderschar aufziehen und das tägliche Brot verdienen müssen. Sie hatte eine Buchhandlung, und doch fand sie Zeit, sich an die Spitze der Lottenbewegung zu stellen und die 900 Lotten der Stadt zu leiten.

Ich sitze in meinem Luftschutzraum und denke daran, wo wir uns im Augenblick befinden. Meine Gedanken gleiten zu den Lotten, die wir besuchen sollten, den Turmwachen, die sich nicht, wie wir andern, unter die Erde haben verkriechen können.

Seltsam, dass es Finnlands Frauen sein müssen, die von der Luft aus über die Tausende von finnischen Heimen wachen. – Welch ein Gefühl ist es wohl, dort oben zu stehen, während feindliche Flieger Bomben auf das eigene Heim regnen lassen? –

Was empfindet man wohl dabei bei 30 Grad Kälte und nächtlicher Finsternis? –

Das Schrillen der Sirenen unterbricht meine Lehrerinnen in einer wichtigen Konferenz darüber, welche Wörter ich zuerst lernen soll.

«Dann ist die Gefahr für diesmal vorüber», lächelt die schwedisch Sprechende und reicht mir einen kleinen Zettel: *Brot, Butter, Milch, Guten Tag, Lebewohl, Lujtalarm.*

Plötzlich sind sie alle von der Beschäftigung in Anspruch genommen, die sie so eilig verliessen; sie denken nur daran, schnellstens fortzukommen.

Am Ende einer breiten Tannen-Allee erhebt sich ein hoher Wasserturm. Die winzigen Pünktchen auf der 50 Meter hohen Plattform sind Lotten, die, den Feldstecher am Auge, Ausschau über den Horizont halten.

Drei junge Mädchen kommen uns auf dem Wege schnell entgegenstapft. Ihre Wangen glühen vor Frost; ihre Augen strahlen; ihr Gang ist rasch und energisch; sie lachen schon von weitem.

«Na, habt Ihr Ablösung bekommen?», ruft die Lottenchefin.

«Sie kam gerade vor dem Alarm herauf.»

«Habt Ihr die Flieger gesehen?»

«Sie sind nach der Küste geflogen.»

Weiter traben sie, eine frohe Melodie trällernd.

Wir pressen uns endlose Treppen hinauf. Manche Lotten haben drei Wachen täglich; das muss eine gute Übung im Bergsteigen sein.

Ganz oben in der Kuppel gelangen wir in einen gemütlichen, kreisförmigen Raum mit gewölbter Decke. Die Gucklöcher sind von grossen Zeichnungen, Karikaturen von Lotten im Felde und abgeschossenen russischen Flugzeugen bedeckt.

«Lotten! Lasst sie nicht die Brücken bekommen!», mahnt ein grosser Aufruf. – Es ist der Abschiedsgruss der acht Mann, die die ursprüngliche Wachtmannschaft des Turmes ausmachten. Jetzt sind sie alle im Krieg.

Die wachthabende Telephonlotte legt ein paar Scheite in einen kleinen Ofen und stellt den Kaffeekessel auf. Man lernt Holz sparen, wenn man ganz hinuntermuss, um es zu holen. !

Das Telephon läutet. Ihre Stimme wird scharf und knapp. Sie und ihre Kameradinnen haben vor dem Kriege einen Luftwehrekursus mitgemacht; sie haben ihre Ausbildung von den Instruktoren des Heeres empfangen und unterstehen der Heeresleitung. Sie haben sogar gelernt, Telephonleitungen durch wildes Gelände zu legen und neue Feldverbindungen herzustellen.

Man wählt nicht jede Beliebige zur Turmlotte. Mut und Intelligenz, eine scharfe Beobachtungsgabe und nie versagende Ruhe gehören dazu; kalt und nüchtern muss sie selbst unter den kritischsten Verhältnissen rapportieren.

Eine schwere Verantwortung lastet auf den Schultern dieser jungen Frauen; aber immer wieder haben sie gezeigt, dass sie ihr gewachsen waren.

Zwei Lotten stapfen draussen auf der schmalen Plattform auf und ab und versinken fast in ihren dicken, langhaarigen Pelzen und filzgefütterten Riesenstiefeln. Ein Hanfstrick ist nachlässig um den Leib gebunden, um die schwellende Masse ein wenig zusammenzuhalten; der Kragen ist hochgeschlagen, die Sonnenbrille reitet sicher auf der Nase, ein mächtiger Feldstecher hängt an einem Riemen um den Hals.

Man muss zweimal hinschauen, ehe man sicher ist, dass es Frauen sind. Gewaltige Fausthandschuhe lassen jede Ahnung an schmale Frauenhände verschwinden.

Aus dem Pelzwerk heraus lächelt ein grosser Mund und enthüllt eine Reihe blendend weisser Zähne.

Ein Flugzeug steigt in der Ferne auf. – Die Turmwache hat es sofort im Glase.

«Finnisch», sagt sie.

«Woher wissen Sie das?»

«Wir kennen alle Typen», antwortet sie.

«Sind Sie je hier oben gestanden, wenn russische Maschinen angriffen?»

«O, ja!»

Plötzlich beginnt sie von einem russischen Flugzeug zu erzählen, das seine Bomben auf die Brücken warf, ohne zu treffen, und dann in einem grossen Bogen um den Turm kreiste und sie mit dem Maschinengewehr beschoss.

«Aber liefen Sie da nicht hinein?», frage ich erstaunt.

«Ich sollte ja rapportieren», antwortet sie. Und sie zeigt mir, wie sie, den Feldstecher vor den Augen, auf der schmalen Plattform, ganz an der Tür, auf dem Rücken lag. Drinnen stand ihre Kameradin und liess den Bescheid durchs Telephon weitergehen.

«Und hatten Sie gar keine Angst?»

«Hinterher. Aber solange es dauerte, war keine Zeit dazu.

Und sie schiessen ja so schlecht.»

Ihre Worte tauchen vier Wochen später wieder in meinen Gedanken auf, als ich im Olympia-Turm stehe, dem Turm, der die Jugend der ganzen Welt zu friedlichem Wettstreit hätte sammeln sollen, der aber nun von zwölf Turmlotten in Besitz genommen war.

Der Olympia-Turm ist nicht mehr ein Symbol der Zusammengehörigkeit, er ist ein militärisches Ziel.

Tag und Nacht halten zwei Lotten oben im Turm Wache und spähen den ganzen Himmel ab. Wenn Alarm gegeben wird, eilen noch zwei mit dem Fahrstuhl hinauf und nehmen ihre Plätze in je einer Himmelsrichtung ein. – Hier gibt es keinen Innenraum, wo sie sich wärmen und Kaffee kochen können. Alles geht draussen vor sich. In kleinen Holzschränken hängen Telephone, die direkte Verbindung mit der Wachtstube im Erdgeschoss und mit dem Nachrichtenwesen in einem fernen Keller tief unter der Erde haben.

Zwölf Betten mit roten Decken stehen in zwei schnurgeraden Reihen in ihrer Stube. Zwölf viereckige Billettschalter durchbrechen die eine Wand: vor die zwölf kleinen Scheiben sind Gardinen gezogen. In einer Ecke hängen die schweren Uniformmäntel. Auf einem Hocker zu jedem Fussende stehen die Rucksäcke. Zehn junge Mädchen sitzen an einem langen Tisch, stricken fleissig und setzen sich abwechselnd an den elektrischen Ofen. Sie

werden ganz ausgelassen über den Besuch.

«Ja, wir haben es herrlich», lachen sie. «Gestern waren es hier zehn Grad. Das ist der Wärmerekord heuer. Aber dann ist der Übergang nicht so schlimm, wenn man auf den Turm soll.»

Ich blicke neugierig in ein kleines Buch, das auf dem Tisch liegt; das Buch, das sie bei ihrem Kursus benutzen, ist eigentlich keine Jungmädchenlektüre.

Hier sehe ich alle Typen von Flugzeugen abgebildet, alle Typen von Bomben, alle Typen von Gasmasken. Da sind graphische Darstellungen, welche Kurven die Bombe aus verschiedener Höhe bei verschiedener Schnelligkeit beschreibt; da sind Tabellen über Wind und Abtrieb.

Diese jungen Frauen haben gelernt, Type, Entfernung und Schnelligkeit eines Flugzeugs zu bestimmen. Wenn die Alarmsirenen ihre Warnung über die Stadt hinaus schrillen und die Menschen ins Versteck unter der Erde jagen, ziehen sich zwei Turmlotten die schweren Pelze an und begeben sich mit dem Fahrstuhl auf ihren Ausguckposten oben. Vor sich haben sie eine gewaltige Scheibe auf einem hohen Tisch, den Kompasskreis mit einem grossen Pfeil, der in alle Richtungen drehbar ist. Und sie zielen mit dem Pfeil auf die feindlichen Flieger und rapportieren durchs Telephon: «Zwei russische Bombenflieger Typ N. N. nähern sich in 1'400 Meter Höhe von 36 – jetzt stehen sie in 44 – jetzt 52.»

Durch die Telephondrähte sind sie mit dem Nachrichtenwesen in bombensicheren Kellern verbunden, wo man auf mächtigen Karten das Vorrücken des Feindes über die Stadt verfolgen kann. Ein Netz von Telephondrähten spinnt sich von hier aus. An einer Stelle werden die Geschütze der Luftwehr auf die Flieger gerichtet werden. Auf einem Flugplatz steigen Jagdflieger auf, um den Kampf aufzunehmen und sie zu vertreiben. Und beständig ertönen die Stimmen der Lotten im Telephon von den vielen Wachtürmen der Stadt – nicht einen Augenblick versagen sie, nicht einen Augenblick weichen ihre Augen vom Himmel. Das Nachrichtenwesen tief unter der Erde lauscht angestrengt und

beizeiten eine Warnung an ferne Städte, wohin die Flieger unterwegs sind.

In Lappland erkletterte ich mühselig einen steilen Berg zu Finnlands höchster Skischanze. Und als die Landschaft tief unter mir ausgebreitet lag, gelangte ich an eine kleine, rotgestrichene Hütte, die ganz draussen auf dem Hange zwischen hohen Tannen balancierte, eine Art Sennhütte, halb im Schnee begraben.

Hier wohnten die zehn Lotten, die die Turmwacht hielten. Viele von ihnen waren seit Beginn des Krieges hier und waren nur auf ganz vereinzelt Abstechern daheim gewesen.

So wundersam friedlich lag das Land in der Stille da, und die Lotten hatten es verstanden, sich in der einzigen Stube mit den festgezimmerten Etagenbetten, dem festgezimmerten Tisch und dem Kloveriherd gemütlich einzurichten.

Ein hart gestampfter Pfad schlängelte sich zwischen den Bäumen in die Höhe. Mehrmals täglich wanderten sie diesen Pfad und erkletterten das letzte, mühselige Stück zum Holzgerüst der Schneeschanze auf dem Gipfel, von wo sie Ausschau hielten. Lange Zeit waren die Bombenflieger fast mit dem Glockenschlage gekommen und hatten Tod und Verderben über die Stadt auf der andern Seite des Elvs gesät.

Und als ich oben stand, wurde mein Blick von einem Klümpchen roter Holzhäuser drunten in der Tiefe gefesselt, das von einer gewaltigen Stacheldrahthecke umgeben war. In dem einen Gebäude waren zehn russische Kriegsgefangene interniert, die anderen dienten als Kasernen.

«Von dort bekommen wir unser Essen», erzählten die Lotten, «dasselbe Essen wie die Soldaten und die Kriegsgefangenen.»

«Dasselbe Essen wie die Offiziere», hätte ich hinzufügen können, denn ich hatte sie aus denselben Töpfen für Gemeine und Generäle schöpfen sehen. Russland könnte viel über wahre Demokratie von seinem tapferen kleinen Gegner lernen.

Wie mag sich Finnland für die russischen Bombenflieger ausnehmen, die an klaren Sonnenscheintagen in grossen Scharen ge-

zogen kommen, um das Land zu verheeren? – Ausgestorbene Dörfer, von Menschen verlassene Gehöfte, leere Strassen! Die Warnung der Lotten ist ihnen vorausgegangen, von schnelleren Flügeln getragen, als denen der Flieger, – nicht ein Mensch ist zu sehen. – Kein Pferd, keine Kuh. – Kein fahrender Zug.

Hie und da hält ein leerer Strassenbahnwagen – ein leeres Auto – ein leerer Zug. Aber aus Tausenden von Schornsteinen steigt der weisse Holzrauch empor, ein stummes Zeugnis, dass die Menschen noch da sind, sie haben sich nur unter die Erde verkrochen.

In Zahlen kann wohl kaum angegeben werden, wie viele Leben die Lotten gerettet haben. Nicht einmal im Schutze der Nacht glückt es den russischen Fliegern, sich unbemerkt einer schlafenden Stadt zu nähern.

Es gibt genug Lotten, die bei Ausübung ihrer verantwortlichen Aufgabe das Leben eingebüsst haben. Ich weiss, dass sie ohne Furcht starben, denn ich erinnere mich an ihr sorgloses Lachen. Die einzelnen Schicksale werden erst offenbar werden, aber schon heute gibt es Berichte von dem Mut und der Todesverachtung der Turmlotten.

In einer kleineren Stadt traf eine Brandbombe das Dach des Hauses, auf dem zwei junge Mädchen die Wache hielten. Bald war das ganze Gebäude von Flammen umspinnen; langsam frass sich das Feuer zum Turme hinauf. Niemand dachte daran, die Lotten herunter zu rufen, denn niemand glaubte, dass sie auf ihrem Posten geblieben waren.

Aber plötzlich läutete das Telephon beim Nachrichtenwesen, und eine helle Mädchenstimme sagte ruhig: «Wir können den Himmel nicht mehr vor Rauch sehen. – Sollen wir bleiben?»

Brauche ich zu sagen, dass sie nicht bleiben sollten? – Im letzten Augenblick retteten sie sich aus dem Turme.

Wie verstehe ich nun Fanny Luukonen, als sie zur Chefin der schwedischen Lotten, Frau General Maja Schmidt, sagte: «Überlegen Sie sich zweimal, ehe Sie sich entschliessen, Turmlotten auszubilden. Die schwedischen Mütter haben nie dem Tod und

Verderben in die Augen gesehen, für sie wird es nichts Selbstverständliches sein, eine junge Tochter zu einer gefährvollen Aufgabe in einen Ausguckturm zu senden. – Und diese Töchter haben nicht die rechte geistige Einstellung; sie sind nicht dazu erzogen. Mehr als hundert Jahre lang hat Schweden in Frieden gelebt.

Mit uns ist es etwas anderes. Wir sind dazu geboren, das Leben zu opfern. – Das ist immer unser Los gewesen.»

EINE REISE NACH OSTEN

Mein Lager ist eine harte Holzbank in einem Schlafwagen dritter Klasse, der einzige freie Platz im ganzen Zuge.

Zuerst liege ich da und philosophiere über die Verweichlichung der Menschheit. Selbstverständlich schläft man genauso gut auf Holz wie auf einer Matratze; das spartanische Finnland erlaubt seinen Bürgern glücklicherweise nicht, sich zu verwöhnen. – Nun beginnt es aber doch an einigen Stellen wehzutun. Ich ändere meine Lage. Viele Male. Helles Wetter wäre heute Nacht vielleicht doch besser gewesen. Dann wären kaum so viele gereist. – Was wollen sie aber auch alle in Nordkarelien? Ich dachte, dass die Leute nur von dort fortreisten. Das können doch unmöglich lauter Evakuierte sein, die daheim etwas holen wollen.

Ich plaudere mit einem dänischen Instrukteur und einem dänischen Photographen. Sie haben Stahlhelme auf dem Kopf und Gasmasken an einem Riemen um den Hals, die aussehen wie grosse Bonbondosen. Ich besitze weder Stahlhelm noch Gasmaske. Aber die Offiziere, die sich auf dem Rückwege zur Front befinden, sehen auch nicht gerade kriegerisch aus. Ich weiss, dass sie zur Front sollen, weil ihre Uniformen so abgetakelt sind. Alle Abzeichen sind weg, nur der Schulterriemen des Ledergürtels verrät ihren Rang.

Es ist kein Vergnügen, von den Russen gefangen genommen zu werden, wenn man Offizier ist. Sie haben eine besonders raffi-

nierte Verhörmethode für hochstehende Militärpersonen.

Warum wird wohl jetzt an meine Tür geklopft? – Ich habe mich doch eben erst hingelegt.

Ist es wahr, dass ich geschlafen habe, dass es Tag geworden, und dass man genötigt ist, aufzustehen, weil es hell genug ist, dass ein russischer Flieger den Zug finden könnte?

Wir halten an einem Eisenbahnknotenpunkt. Hier war es, wo wir hätten frühstücken sollen, aber das Restaurant ist weg. Es erhielt einen Volltreffer; schon liegt das Skelett eines neuen auf dem Platz des alten. Übrigens haben wir Butterbrote mitgenommen – genug für mehrere Tage, denn in letzter Zeit hat diese Reise viele Tage gedauert. Man kann ja auch nicht verlangen, dass der Zugplan eingehalten wird, wenn die Schienen vor uns unaufhörlich von Bomben aufgerissen werden.

Nun halten wir wieder. – Wie lange, kann man nicht wissen.

Reisende wagen sich hinaus, um sich zu verproviantieren, und plötzlich setzt sich der Zug ohne Ankündigung in Bewegung. Wie eilig sie es jetzt haben, durch den schweren Schnee zu stürmen und im Fahren aufzuspringen! Da ist einer, der beinahe das Geländer losgelassen hätte; lebensgefährlich sieht es aus. Da flog sein Gepäck; jetzt will er selbst nachspringen. Ein Warnungsruf hält ihn beizeiten zurück; wir nähern uns einer Brücke, und springt er jetzt, so wird er am Brückenpfeiler zerschmettert.

Als wir unter der Brücke sind und der Zug schneller anfährt, hängt er einen kurzen Augenblick, dann lässt er los – und kommt glücklich davon.

«Es ist Krieg», grinst mich ein anderer Fahrgast an. Niemand scheint sich darum zu kümmern, dass der Mann einen ganzen Tag auf den nächsten Zug warten muss. Es ist ja Krieg und man kann das Leben nicht zu wichtig nehmen.

Wir kommen auf den Glockenschlag an – zum erstenmal seit mehreren Wochen. Ich bin die einzige, die nicht erstaunt ist, denn ich bin Glück gewohnt.

Die Leute sind so ungeheuer hilfsbereit. Können sie kein Schwedisch, so gehen sie auf die Jagd nach jemandem, der es kann.

Ein Schutzmann eskortiert den Photographen, den Instrukteur und mich durch die Strassen der Stadt zum Halteplatz der Russen. Er verlässt uns erst, als wir wohlbehalten am Schalter stehen.

Wir haben noch knapp 150 Kilometer nach Osten bis zum dänischen Feldlazarett, aber den Rest des Weges geht die Reise mit dem Autobus, und Autobusse sind im Kriege ein viel sichereres Verkehrsmittel als Eisenbahnen. Sie halten nicht bei Luftalarm; sie sind nicht von Schienen, Signalen, Weichen und entgegenkommenden Zügen abhängig.

Hier wimmelt es von Menschen, die von weither gekommen sind und den Autobus wechseln sollen. Alle haben unterwegs dramatische Erlebnisse gehabt; allen tut eine Tasse stärkenden Kaffees not, und hinter dem Buffet stehen zwei lächelnde Lotten und teilen aus. Niemand kann wie eine Lotte mit ihrem stillen, angenehmen Wesen einen Dämpfer auf nervöse Reisende legen, die vielleicht soeben erfahren haben, dass sie sich auf einen halben Tag unfreiwilligen Wartens vorbereiten müssen.

Aber wir haben Glück. Gleich geht unser Autobus. Wir können gerade noch den Kaffee hinuntergiessen.

Die Dame am Schalter begleitet uns hinaus. Sie ist jung und blond und blass und schwarz gekleidet. Leise sagt sie zu mir: «Mein Mann ist gefallen. – Es fallen so viele in diesen Tagen.»

Dann geht sie zu ihrem Platz am Schalter zurück.

Erst viel später geht uns auf, dass wir mit einem Militärauto gekommen sind. Während wir halten und warten, drängen sich Soldaten um die Tür und flehen, mitkommen zu dürfen. Mit grosser Beredtheit bringen sie ihre Sache vor und machen doch nicht den leisesten Eindruck auf den Chauffeur; er schüttelt interesse-los den Kopf und fährt ab.

Auf der ersten Brücke bleiben wir im Schnee stecken. Zwanzig Mann stürzen hinaus und schaufeln und schieben und heben

das Auto fast auf ihren starken Schultern. Dann sind wir wieder frei und jagen in halsbrecherischer Fahrt weiter.

Von der Luft aus kann man uns nicht sehen. Auf die Fenster des langen weiten Autobus sind kunstfertig weisse Bäume gemalt; das bricht die grossen, dunklen Felder in all dem Weiss. Aber durch das Fenster vorn schauen wir uns um.

Je näher man der Front kommt, desto mehr herrenlose Hunde bekommt man zu Gesicht. Die Evakuierten konnten sie ja auf ihrer Flucht nicht mitnehmen. In Rudeln halten sie sich in den Wäldern auf; alte Instinkte erwachen zu neuem Leben. Bei den äussersten Lazaretten und Kriegshospitälern erschiesst man sie ohne Schonung; sie bilden eine Gefahr für die Gesundheit des Volkes; vielleicht haben sie gelernt, Leichen zu fressen.

Die Bäume machen einem breiten See Platz. Meine Augen gehen auf die Jagd nach einer Brücke; aber hier ist keine Brücke. Ins Eis ist ein schnurgerader Kanal, etwas breiter als das Auto, geschnitten; drei, vier Mann lotsen ein Floss zu uns herüber. Auf dem Eise gehen andere und stossen Neueis und lose Schollen mit langen Stöcken in Seitenkanäle hinein, so dass das Floss hindurchkommen kann.

Die Soldaten müssen zu Fuss übers Eis gehen, um das Gewicht zu entlasten. Die Fährmänner packen das Kabel mit ihren krallenartigen Stöcken. Ich erwarte fast, dass sie das «Lied der Wolgaschiffer» anstimmen, während sie uns Zug um Zug ans andere Ufer hinüberziehen.

Unser nächster Prahm hat einen Motor. Aber die Mühe, die schmale Rinne eisfrei zu halten, ist ebenso gross. –

Und dann liegt plötzlich am Rande eines Waldes eine Oase, ein malerisches kleines Lotten-Café, das hier fern von allen Städten und Menschen mit Kaffee und hausbackenem Kuchen wartet.

Wie gut es doch tut, die Beine zu strecken und Gemütlichkeit und Wärme zu spüren. Das hübsche Blockhaus und die amüsanten Möbel hat ein Architekt entworfen. Die Pläne stammen aus dem Hauptquartier der Lotten. Unsere Wirtin ist in der Fachschule der Vorsteherinnen ausgebildet.

Nichts Zufälliges liegt über den Unternehmungen der Lotten. Jedes einzelne ihrer kleinen und grossen Kaffeehäuser an den finnischen Touristenwegen hat ihr künstlerisches Sondergepräge erhalten. Deshalb machen die Touristen auch lieber in einer *Lotta Kahvila* als in einer gewöhnlichen, ungemütlichen und schlampigen Landstrassenschenke Halt. Ausserdem kommt ja der ganze Überschuss der Bereitschaft Finnlands zugute.

Wir sind unterwegs an mehreren geschlossenen Restaurants vorbeigekommen. Vielleicht lohnte es sich nicht, sie offen zu halten in einer Gegend, wo viele Bewohner nach dem Westen geflüchtet sind. Vielleicht sind die Besitzer selbst fortgereist.

Aber die Lotten blieben. – Keine mondänen Wintertouristen füllen ihre gemütlichen Stuben. Es sind Soldaten auf dem Wege zur Front und Lastautofahrer mit grossen lebenswichtigen Transporten. Ein Strom von Evakuierten, die auf der Flucht von Haus und Heim mit ihren kärglichen Besitztümern den entgegengesetzten Weg ziehen.

Wir sitzen wieder auf unsern alten Plätzen im Autobus und fahren weiter nach Osten. Ein trüber, bewölkter Tag wird von einem trüben, dunstigen Abend abgelöst. Hie und da ist ein Soldat eingeschlummert. Mir fallen die Augen zu. – Ein lauter Ruf des Instruktors weckt mich, und ich sehe mich verwirrt um. Der Chauffeur hat die Bremsen angezogen. Zwischen den Tannen unterscheide ich sechs oder sieben weisse Lazarettautos. Auf die Seite ist mit grossen Buchstaben auf Dänisch und Finnisch gemalt: *Die dänische Ambulanz*.

Rucksäcke, Photoapparate, Gasmasken, Schreibmaschine – haben wir jetzt alles?

Der Chauffeur will kein Geld nehmen. Er winkt zum Abschied mit der Hand. Der Autobus knurrt im dritten Gange fort.

Dies ist jedenfalls nicht die Stadt, wohin wir sollten. Dies ist irgendwo auf dem Lande. Zwei junge Burschen in der Uniform des Schutzkorps schleppen unser Gepäck durch eine weisse Einfahrt. Ein paar grosse Häuser tauchen zwischen den Tannen auf.

Die Treppe hinauf stapfen wir in einen kleinen Schlafsaal mit hölzernen Kojen.

Vier oder fünf Mann sind von ihren Plätzen aufgesprungen. Einer spricht jütländisch, einer kopenhagenerisch. Dass es so feine Uniformen in Finnland gibt! – Es sind die dänischen Ambulanzchauffeure.

Was machen sie hier auf dem Lande zu dieser Tageszeit? – Sie werden vor den russischen Bombenfliegern versteckt. Jede Nacht ist die Stadt bombardiert worden, und sie hat keine Scheinwerfer, so dass die Luftabwehrgeschütze nicht den Vermessenen finden können, der Nacht für Nacht die Einwohner aus dem Schlafe reisst und in die Schutzräume jagt.

Bis jetzt ist es immer dieselbe Maschine gewesen, die die Stadt heimgesucht hat. Aber die Finnen kennen die Taktik der Russen. Hat sich der Flieger hinreichend orientiert, so wird er mit einem ganzen Schwarm zurückkommen und den Angriff leiten. – In diesen Nächten ist Vollmond. Jederzeit ist das grosse Bombardement zu erwarten.

«Gestern erwischte es das Lottenheim», sagt der Chauffeur trocken. «Ich stand selbst mit fünf Lotten im Keller, als die Bombe kam. Das ganze oberste Stockwerk wurde pulverisiert, auch die Zimmer der dänischen Chauffeure waren dabei. Aber der Professor hat jetzt alle andern Chauffeure mit ihren Autos hierhergeschickt, sechs Kilometer von der Stadt entfernt, wo die Russen uns nicht treffen können. – Na, morgen ziehen wir um, dann haben die Russen das Nachsehen.»

«Auf die Landenge hinaus», sagt ein anderer. «Nicht etwa, dass wir erwarteten, es würde dort friedlicher zugehen. Aber sie brauchen uns. Das war schon lange bestimmt – ehe die Bombardemente begannen.»

«Das Schlimmste sind die Spione», sagt ein Dritter. «Die Biester signalisieren dem Flieger vom Boden aus, so dass er weiss, wohin er zu zielen hat. – Neulich erwischten wir einen, der des nachts im Walde herumschlich. Was hatte er dort zu suchen? – Aber die Polizei liess ihn laufen.»

Die Polizei liess ihn laufen. Er war nämlich kein Spion. Die Aufklärung erhielt ich einige Tage später; aber kein Wunder, dass die Leute in den Grenzgebieten nervös sind, und dass überall Gerüchte schwirren.

«Wollen Sie heute Nacht auf die Hasenjagd?», fragte die Lottenchefin den Adjutanten des Oberst, als wir im Auto von einem Feldlazarett zurückkehrten.

Er warf einen Blick auf den bewölkten Himmel.

«Vielleicht.»

Ich hörte von diesen nächtlichen Treibjagden mit 200 Mann in den grossen Wäldern, wenn der Fliegerlärm dröhnt. Das mystische rote und grüne Licht, von dem so viele berichten, dass sie es während der Angriffe gesehen haben, sind Signale der Luftabwehr, und der Mann, der sich verdächtigerweise im Walde herumschlich, war zweifellos einer von den eigenen Leuten des Adjutanten. – Auf der Jagd nach Spionen, auf der Jagd nach Fallschirmtruppen, die sich im Schutz der Dunkelheit aus dem Flugzeug in den öden Wald stehlen.

Ach nein, man hat nicht zu befürchten, dass ein Heer von einiger Bedeutung sich auf diese Weise hinter den finnischen Linien sammeln und den Finnen in den Rücken fallen könnte. Aber vereinzelt finnisch sprechende Russen in finnischen Uniformen können ihre Verheerungen an Telephonnetz, Telegraph und Brücken ausüben.

Unter den ausländischen Korrespondenten ist die Meinung oft geteilt gewesen, wieviele Russlandfreunde es in Finnland gäbe. – Dass nur ein Prozent der Bevölkerung gewünscht hat, in den abgetretenen Grenzgebieten unter den Russen zu bleiben, spricht eine deutliche Sprache. So wenig Kommunisten sind also in diesen Landstrecken, die im Befreiungskriege ganz in der Gewalt der Sowjetrussen waren.

In einem der dänischen Ambulanzautos erreichen wir die Stadt. Im letzten Augenblick kommen zwei Sechzehnjährige vom Schützenkorps mit einem alten Mann zwischen sich angeschlendert und fragen bescheiden, ob sie mitfahren dürfen.

«Ja, bitte, springt nur herein in den Kasten. Es ist Platz genug.»

Wir wissen nicht, wer sie sind und warum sie nach der Stadt wollen. Sie stehen auf der Treppe und warten, bis wir mit dem Photographieren der Chauffeure fertig sind. Und als wir sie absetzen, bedanken sie sich für die Fahrt. Dann schlendern sie, den alten Mann wieder zwischen sich, die Strasse hinunter. Erst später erfahren wir, dass sie ihn auf der Polizei abgeliefert haben, und dass er eine der besten Beuten ist, die man unter den Spionen in der Gegend gemacht hat.

So halten wir unsern Einzug in die Stadt der dänischen Ambulanz mit einem gefährlichen Spion zwischen uns. Er sass während der ganzen Fahrt dem Photographen gerade gegenüber, wurde aber nicht photographiert.

Wir hielten in der Nähe des Lottenheims, das das Ziel meiner Reise war.

«Dort liegen die Trümmer», sagte der dänische Chauffeur und wies auf das von Bomben am Ärgsten verheerte Haus in der ganzen Stadt. «Aber die Lotten selbst nahmen glücklicherweise keinen Schaden, und sie sind bereits wieder tätig. Sie werden sie sicher in der dänischen Ambulanz finden. Sie haben viel zu tun, und morgen ziehen sie mit uns um.»

DIE LOTTEN ZIEHEN MIT

Trap, trap, trap. Treppauf und treppab, durch lange Gänge, zu Krankenstuben aus und ein. Vierundzwanzig dänische Krankenschwestern sind in voller Tätigkeit. Die keine Wache haben, haben Arbeitsoveralls, kurzärmelige Blusen, Schürzen, die grossen Schurzfellern gleichen, angezogen.

Den Arm voll Sachen, stürzen sie von Saal zu Saal. Vom Keller bis zum Boden wird gepackt. Morgen zieht die Hälfte der Ambulanz um – die 100 Betten des Feldlazarets, zwölf Schwestern,

mehrere Ärzte und die vierzehn grossen Ambulanzen und Lastautos.

Trap, trap, trap. Kleine finnische Pfadfinderinnen gehen überall zur Hand. Heimisch finden sie sich zurecht in der mächtigen, zum Hospital umgebildeten Schule; benommen werfen sie aus den Schwesternzimmern ganz oben durch die Glasscheiben verstohlene Blicke auf den grossen, von Betten mit Verwundeten bedeckten Fussboden des Turnsaales. – Ob sie je wieder in diesem Saal turnen können, ohne an all die Verwundeten denken zu müssen? – An den, dem das Bein abgenommen wurde – an den mit der zerschmetterten Kinnlade. In allen Krankensälen sind an der einen Wand Schulpulte vom Boden bis zur Decke aufgestapelt. Die sehen so überflüssig aus – als sollten sie nie wieder in Gebrauch genommen werden.

Trap, trap, trap. Heute Abend haben die kleinen Pfadfinder mädchen ihre Autogrammbücher mitgebracht; ist es doch ihr vorletzter Arbeitstag, und ehe es zu spät ist, müssen sie die Unterschrift des dänischen Professors und einen Gruss von all den jungen Krankenschwestern haben, die jetzt fortziehen – und von Ulrich, dem dänischen Flieger, der verwundet, eine grosse Binde um den Kopf, im Lazarett liegt. – War es nicht merkwürdig, dass er gerade hier landen sollte, wo sein eigener Bruder Chirurg ist?

«Wir müssen etwas tun, dass wir uns treffen», schrieb ihm der Bruder.

«Und da wurde ich abgeschossen und hierhergebracht», erzählt der Flieger, «ich tat also wirklich etwas; aber weg war mein Bruder – nach Helsingfors gerufen, in eines der Kriegshospitäler, wo es an Chirurgen fehlte. Drei von den dänischen Ärzten mussten fort zu den Verwundeten von der Landenge. Hier an unserm eigenen Frontabschnitt ist es ja ruhiger.»

Aber er vergisst zu erzählen, dass er selbst sieben russische Flugzeuge abgeschossen hat, vier Bombenflieger und drei Jagdflugzeuge, und er vergisst zu erzählen, dass in dem ungleichen Kampf, der für ihn so traurig endete, zwei kleine dänische Jagdflieger gegen acht russische Kampfflieger waren.

Trap, trap, trap.

Die Lotten packen Marmelade und Schinken und andere dänische Vorräte ein. Sie haben das Abendbrot in einem grossen Klassenzimmer im Erdgeschoss gereicht. Auf die schwarze Wandtafel hat Professor Chievitz seine Befehle an die Ambulanz geschrieben, wichtige Instruktionen für die morgige Reise. Und darunter steht mit grossen Buchstaben: «Niemand darf sich heute von der Ambulanz entfernen. Alle Autos fahren ins Versteck im Walde.»

Ja, denn heute ist der grosse Feiertag der Russen, der 23. Februar; die Republik wird 22 Jahre alt, und die Republik könnte sehr leicht auf den Einfall kommen, zur Feier des Tages wehrlose, offene Städte und Hospitäler in Finnland zu bombardieren.

Trap, trap, trap. – Ich muss in den höchsten Stock, wo die Schwestern ihre Zimmer haben. Sie müssen heute Nacht auf dem Fussboden schlafen. Ihre Betten sind schon auf den grossen dänischen Lastautos. Im Korridor hängt die letzte kleine Wäsche über den Heizkörpern.

Wir stehen und trinken Kirschwein zum Abschied – aus Wasser- und Medizingläsern und was wir sonst in der Eile finden können.

Da ertönt die schrille Warnung des Alarms durch die Stadt.

«Ach, wie ärgerlich !»

Trap, trap, trap, die Treppe hinunter und in weissen Schneemänteln und Stahlhelmen im Laufschrift über den Schnee nach dem Schutzraum unter der Erde.

Die Meinungen, wo es am sichersten sei, sind geteilt.

«Haben die Flieger es nicht vielleicht gerade auf die dänische Ambulanz abgesehen?», fragen einige, «und liegt die nicht ganz für sich, von allen andern Gebäuden der Stadt isoliert, wie eine glänzende Schiessscheibe mitten im weissen Schnee?»

«Unsinn», sagen andere. «Dass wir die Bombe neulich kriegten, war der reine Zufall. Und im Übrigen landete sie nur zehn Meter von euerm Bombenschutz draussen. Ihr wart es, die beina-

he umgekommen wären, Kinderchen, und nicht wir, die im Keller blieben.»

Und die, welche im Luftschutz im Park standen, erzählen, dass sie Erde und Kies herabregnen hörten und sehr gespannt waren, ob sie überhaupt die Tür öffnen könnten. «Aber im Übrigen klang das Krachen, als ob die Bombe mindestens fünfzig Meter entfernt wäre», sagen sie. «Wir waren sehr erstaunt, als wir hinaus kamen und sahen, wie nahe sie gefallen war.»

Aber die, welche im Keller unter dem Hause blieben, sagen, dass sie glaubten, den andern wäre etwas zugestossen, und dass sie im Sturm lauf hinüberstürzten, um zu retten, was zu retten war.

Bis vorgestern erhielt die Ambulanz alles Essen aus einer grossen Haushaltungsschule, von der die Lotten bei Ausbruch des Krieges Besitz ergriffen hatten. In mächtigen Behältern wurde das warme Mittagessen für die Verwundeten gebracht, aber Ärzte und Krankenschwestern essen in der gemütlichen Schule – eine willkommene Unterbrechung der Mühsal des Tages, ein Happen frische Luft auf dem Hin- und Rückwege.

Da erhielt das Lottenheim einen Volltreffer. Vorhin wanderte ich mit der Vorsteherin durch die Vernichtung. Sie hatte alles, was sie besass, verloren, alle ihre Möbel, ihr ganzes Heim. Aber das heitere Lächeln verliess ihr Antlitz nicht. Sie war eine frohe, energische Seele, die tote Gegenstände nicht beweinen konnte. Sie hätte ein so hübsches Bild von Mannerheim besessen, vertraute sie mir an; das sei verloren gegangen. Aber nicht mit einem Wort habe ich sie klagen hören.

Welches Gefühl ist es, in einem Hause zu stehen, das einen Volltreffer erhält?, frage ich sie.

«Man hört die Bombe durchs Dach, durchs oberste Stockwerk zum nächsten krachen.»

Jetzt kommt die Reihe an uns, dachte sie. Aber da explodierte sie gerade über ihren Köpfen. Die Türen flogen auf; es sang und pfiiff ihnen vor den Ohren; aber die Decke hielt. Sie waren gerettet.

«Und woran denkt man nach einem solchen Schock? – Was ist das Erste, was man tut?»

Ach nein, sie machte sich nicht daran, in den Ruinen zu graben. Da gab es wichtigeres zu tun.

Zehn Minuten später läutete das Telephon im Bureau der dänischen Ambulanz, und die eifrige Stimme der Vorsteherin ertönte: «Jetzt ist alles wieder in Ordnung, so dass Ihnen Ihr Essen wie gewöhnlich gebracht wird. Aber wir müssen das Esszimmer für Ärzte und Schwestern in einem der Klassenzimmer im Erdgeschoss einrichten, denn von der Haushaltungsschule ist nichts mehr übrig.»

Da war der Alarm noch nicht abgeblasen, und in dem von der Bombe getroffenen Lottenheim hatte der fliegende Kalkputz noch nicht Zeit gehabt, sich zu legen; aber der Plan der Vorsteherin war fertig.

Ich stehe im Keller der Ambulanz und denke, wo sie sich wohl im Augenblick auf halten mag. Vor kurzem trennten sich unsere Wege. Sie hat so vieles zu ordnen; die acht Lotten, die in der dänischen Ambulanz arbeiten, sollen mit auf die Landenge ziehen und kochen.

Acht reisen morgen mit dem Feldlazarett. Sie selbst und die acht andern folgen mit dem Kriegshospital. Alles in allem enthält die Ambulanz zweihundert Betten; ihr dänisches Personal mit Chauffeuren und Dolmetschern zählt fast fünfzig Personen.

Am nächsten Tage frage ich sie, wo sie Schutz gesucht hat.

«Im Keller der Haushaltungsschule», sagt sie mit einem leisen Lachen.

«Dort, wo die Bombe einschlug I», rufe ich erstaunt.

«Ja, es müsste doch sehr merkwürdig zugehen, wenn dasselbe Haus zweimal getroffen würde», sagt sie ruhig.

Schon um fünf Uhr morgens bin ich auf den Beinen. In der Dunkelheit eile ich durch die Strassen zur Ambulanz. Gott sei Dank für den trüben Himmel und für den Schnee, der weich und dicht fällt. Heute kann sich die lange Automobilkarawane ruhig auf die gefährliche Reise nach einer neuen Kriegszone begeben.

Die ganze Stadt schläft. Die Schule liegt wie ein dunkler Koloss im Schnee. Aber hinter den abgeblendeten Fenstern strahlt Licht vom Keller bis zum Boden. Ist man durch zwei Türen gelangt, so plumpst man plötzlich wie in einen wimmelnden Ameisenhaufen hinab. Reisefertige Schwestern eilen umher, mit den letzten Vorbereitungen beschäftigt. Ihr persönliches Gepäck hat sich zu einem kleinen Berg auf dem Korridor aufgehäuft.

Jetzt ertönt ein Befehl – jede nur ein Stück Gepäck – und in einem Augenblick ist der Berg zu einem kleinen Häufchen zusammengeschrumpft.

Im Speisesaal haben die Lotten alle Hände voll zu tun, um das Frühstück zu servieren. Aber in den Krankensälen herrscht noch Ruhe und Frieden. – Heute sollen die Verwundeten weggeschafft werden, stört ihren Morgenschlummer nicht; es wartet ihrer eine lange, anstrengende Reise.

«Tut es weh?», ist der erste Satz, den die Schwestern auf Finnisch gelernt haben. – «Tut es sehr weh?»

Noch nie haben sie ein Ja zur Antwort erhalten. – Selbst der Schwerstverwundete wird nur «ein bisschen» sagen.

Auf der Treppe steht Dr. Lehmann und hält eine kleine Abschiedsrede an die Schar von Ärzten, Schwestern und Lotten, die mitsollen.

«Und darf ich Sie bitten, daran zu denken, dass wir durch gefährliche Kriegszonen reisen. Es ist kein Vergnügungsausflug.»

Draussen hält die lange Karawane der Autos. Gewaltige Lastwagen mit voller Ladung; schlanke Ambulanzen, die gewohnt sind, schneller zu fahren, als der Schnee es zulässt.

Wo geht es hin?

Nur der Führer des vordersten Autos kennt den Bestimmungsort; nur er hat eine Landkarte. Die andern wissen nur, dass sie einen Abstand von hundert Metern einhalten und an Kreuzungen aufpassen sollen, dass das Auto hinter ihnen nicht falsch fährt. Sie wissen, dass sie weit fort von den Wagen fliehen sollen, falls feindliche Flieger sie unterwegs überraschen.

Die offiziellen Berichte verheimlichen nicht mehr, dass der Druck auf der Landenge gewaltig ist. Wir sind uns alle darüber klar, dass dort die Gefahr eines Durchbruchs besteht. Aber Professor Chievitz ist Veteran. Er hat in den ersten Jahren des Weltkriegs in Deutschland Kriegschirurgie studiert und im Freiheitskriege die dänische Ambulanz geleitet. Die Finnen haben Vertrauen zu ihm.

Es geschah, dass Nurmes, hundert Kilometer entfernt, bombardiert wurde. Sofort erfolgte ein Anruf um augenblickliche Hilfe. Der Luftschutzraum des Hospitals hatte einen Volltreffer erhalten. Oberarzt, Oberschwester und alles, was es an Ärzten und Schwestern gab, waren getötet worden.

Fort sauste eines der dänischen Ambulanzautos mit dem Professor, einem jungen Arzt und drei dänischen Schwestern. Sie kamen in eine Stadt, wo elektrisches Licht und Wasser versagten, wo das Hospital in Trümmern lag. – Einige zwanzig Schwerverwundete warteten auf Behandlung. Sie wurden in eine Schule geschafft, und der Professor machte sich unter den primitivsten Verhältnissen sofort an die Arbeit. Er hatte selbst die nötigen Instrumente und Apparate mitgebracht, und die ganze Stadt atmete erleichtert auf, als das weisse dänische Ambulanzauto mit seinem tüchtigen Leiter der schwer getroffenen Stadt Hilfe brachte.

Zum dritten Mal zieht die dänische Ambulanz um; zuerst war sie in Lappland, dann kam sie nach Nordkarelien, und jetzt zieht sie also auf die Landenge. Und die Lotten ziehen mit.

Wenn die Dunkelheit sich herabsenkt, werden Ambulanzautos bei der Tür vorfahren. Im Schutze der Nacht fahren die Ambulanzzüge mit ihrer traurigen Last nach dem Westen. Und Lotten fahren mit. Feldküchenlotten haben vom Küchenwagen Besitz ergriffen und kochen hier das Essen, das die Verwundeten unterwegs brauchen. Viele haben ihr Heim in solchen Ambulanzzügen und machen eine Fahrt nach der andern mit. Hinaus an die Front, den Weg, den so viele gesunde, frische und willensstarke Jugend zieht, und zurück mit verstümmelten und verwundeten Soldaten.

Aber das erfüllt sie nicht mit Hoffnungslosigkeit, denn hier ist kein Jammern und Klagen zu hören. Die Verwundeten sind nicht gebrochen; sie wollen wieder hinaus und kämpfen.

An diesem Tage esse ich Mittag in der Volksschule, die für die zuletzt einberufenen Reservisten zur Kaserne umgewandelt ist. In endlosen Reihen sind sie aufgestellt und warten auf ihr Essen. Sie haben keine Uniform und bekommen auch keine, denn es gibt keine mehr. – Nur die Lotten sind in Uniform.

Eine schöpft Haferbrei, eine schenkt Milch ein. Die Soldaten nehmen sich selbst Butter, Brot und Wurst. Mehr als eine Stunde lang passiert die lange Schlange die Austeilung. So oft die Vorräte zu schwinden scheinen, kommen neue.

Bei zwanzig Grad Kälte arbeiten sie; aber in der Nähe der Herde ist es warm. Es wird mit Holz gefeuert; das Kochen erfolgt mit Dampf, so dass keine Nährwerte verloren gehen.

Im hinteren Lokal stosse ich auf eine merkwürdige kleine Erscheinung, die ich zuerst für einen Knaben gehalten hatte. Sie trägt die graue Uniform und die weisse Kopfbedeckung der Lotten, aber sie reicht mir nur bis an den Ellbogen. – Dann erblicke ich mehrere von derselben Art. Unter beständigem Plaudern waschen sie auf und schneiden Butter und Wurst.

Aber es sind ja Kinder! – Kleine Mädchen von acht bis zehn Jahren. – Es ist lange her, dass ich in einer Stadt mit Kindern gewesen bin. Hier sind sie nicht evakuiert worden, weil die Bombardemente erst kürzlich begonnen haben.

Es sind kleine Lotten, die ihre Arbeit mit den Erwachsenen tun, und so eifrig sind sie, dass oft grosse Autorität nötig ist, um sie zur Schlafenszeit heimzuschicken.

Ihre Schule hat eine neue, unwiderstehliche Anziehungskraft für sie gewonnen; nichts kann sie fernhalten, und gleich ihren grossen Lottenschwestern und ihren Lottenmüttern haben sie beschlossen, sich vor nichts in der Welt zu fürchten. Ihre Augen strahlen vor Abenteuerlust und Erwartung. Wenn Alarm geblasen wird, müssen sie mit Gewalt in den Keller gezerrt werden,

denn sie möchten am liebsten die letzten sein, die sich decken; und doch erinnern sie sich an die Nacht, da zuerst die Bombe kam und dann der Alarm. Aber sie sind Kinder, und sie können nicht im Ernst glauben, dass eine Bombe ihr Leben auslöschen könne, und es ist ja so spannend, überall mit dabei zu sein, wo die Erwachsenen sind.

Zwei von ihnen wohnen im Lottenheim, zwei Mädels von zwölf und dreizehn Jahren; aber an dem Abend, als bombardiert wurde, zog sich die Arbeit in der dänischen Ambulanz so lange hin, dass sie beschlossen, dort zu schlafen. Deshalb standen sie nicht im Keller, als ihr Zimmer und all ihre Besitztümer mit einem grossen Krach in die Luft geblasen wurden.

IN EINEM LOTTENLAZARETT

Wenn ein fremdes Land eine Ambulanz von hundert Betten nach Finnland schickt, wird es in der ganzen Welt ausposaunt und ist mit fetten Buchstaben in den Zeitungen zu lesen. Aber an dem Tage, als der Krieg ausbrach, standen die eigenen Lotten des Landes in aller Stille mit sieben Feldhospitälern mit je 150 Betten bereit.

Pfennig für Pfennig hatten sie selbst das Geld dafür zusammengekratzt. Ohne Ankündigung konnten sie an jede beliebige Front geschickt werden. Ein Telephonanruf vom Hauptquartier, und das Lazarett war unterwegs.

Nach Nordkarelien ging das Feldhospital der Abolotten ab. Mütter, die ihre Söhne in den Krieg hatten ziehen sehen, sahen jetzt in aller Stille eine Tochter an die Front reisen, um ihrem Lande zu dienen.

Ich sitze in einem Militärauto, von einem bewaffneten Adjutanten begleitet. Neben mir liegt der Schneemantel. Vor kurzem sagte der Oberst zu mir: «Es ist nicht gesund in der Gegend», und

ich versicherte ihm, dass ich nicht meiner Gesundheit wegen nach Finnland gekommen wäre.

Übrigens liegt das Feldhospital der Abolotten viele Kilometer hinter der Feuerlinie, und der Himmel ist trübe; es schneit. Die Flieger lassen uns sicher in Ruhe.

Immer wieder taucht ein Wachtposten aus dem Schneegestöber auf und verlangt unsere Passierscheine zu sehen. Selbst die Lottenchefin muss ihren Pass vorzeigen. Die eigenen Bürger des Landes kommen ohne ihn nicht weit. – Wer sagt, dass man Finne ist, weil man Finnisch spricht?

Hie und da fällt das Gelände zu beiden Seiten des Weges vollkommen senkrecht ab. Gewaltige Pfähle sind hochkant gestellt und bilden unübersteigliche Mauern.

«Tankhindernisse», erklärt der Adjutant und muss wieder einem Wachtposten die Parole geben. «Wenn der Weg gesprengt wird, können Tanks unmöglich weiterkommen.»

Es hat sich gezeigt, dass sich die Russen bei ihrem Vorrücken nie mehr als zweihundert bis dreihundert Meter von den Wegen entfernen. «Sie wagen es nicht», sagt der Finne mit tiefer Verachtung, «sie fürchten, sich in den grossen Wäldern zu verirren, und sie fürchten sich vor der Dunkelheit.»

Selten hat ein kleiner Gegner so geringen Respekt vor einem grossen gehabt. Sie hassen die Russen nicht; sie sind nicht erbittert auf sie, aber sie betrachten sie als ein tiefer stehendes Volk. Wenn die russischen Gefangenen bei jeder Gelegenheit ihrer Freude über die gute Behandlung, die ihnen zuteilwird, Ausdruck verleihen und ihre eigenen Führer herunterreissen, so glauben die Finnen auch daran nicht, weil sie sich dem fügen, der sie in der Gewalt hat.

25 Kilometer ostwärts rollen wir, schlüpfen dann durch eine Einfahrt in einen tiefer gelegenen Garten, dessen Tannen von Schnee beschwert sind, und halten vor einem schönen, malerischen Holzhaus mit in Blei gefassten Scheiben.

Ist es möglich, dass diese hübsche Villa ein Kriegshospital ist? – Gastfreundschaft und Gemütlichkeit strömen uns entgegen, als wir eintreten.

In der Halle im ersten Stock wartet eine festliche Kaffeetafel auf uns; hier versammelt sich das kleine Personal mit dem Chefarzt, der die Uniform des Schutzkorps trägt; seine junge, hübsche, dunkle Frau trägt Lottenkleidung.

Selbst in den Krankenstuben vergisst man, dass hier ein Hospital ist. Hier sind nur 70 Betten, und viele stehen leer. Die Soldaten und ihre Krankenschwestern, Ärzte und Lotten scheinen eine grosse Familie zu bilden, die prächtig miteinander auskommt. Und doch liegen hier Schwerverwundete, die mit dem Tode ringen, und niemand weiss, wann Ambulanzautos neue abladen werden.

Aber der ganze Geist ist so unkriegerisch, so sorglos und freundlich lächelnd, dass die Soldaten das Gefühl haben müssen, in eine andere Welt gekommen zu sein.

Hier liegt ein Mann mit zerschmetterter Kinnlade.

«Meine Frau behandelt ihn», sagt der Chefarzt.

«Ihre Frau?» wiederhole ich überrascht, den Blick auf die hübsche junge Lotte gerichtet.

«Ja, sie ist Zahnärztin.»

Und ich sehe in die Zahnarztstube hinein, wo so viele Soldaten mit Kieferwunden in schonende Behandlung kommen.

Da verstehe ich den Geist in diesem Kriegshospital. Hand in Hand stehen sie, Mann und Frau, Arzt und Zahnarzt, Skyddskarist und Lotte. Darum leisten sie mehr, als blosser Arbeit. Eine wohlthuende Ruhe und Milde scheinen sie auszustrahlen, jene Ruhe, die Menschen überkommt, die den Tod nicht fürchten und alles für das opfern, was ihnen teurer als das Leben ist.

Die Fahrt geht weiter nach Osten im fallenden Schnee, 25 Kilometer näher an die Front. Verlassene Häuser hüllen sich in ihre weisse Einsamkeit. Aber die Feldlotten reisten nach Osten und ergriffen von einem grossen, leeren Gebiet Besitz.

Wir halten auf dem Hofplatz. In einem Stall stampfen ungeduldige Pferde, 40 Pferde gehören zu jedem dieser Lazarette, 40 Pferde und Schlitten, die das Ganze von einem Ort zum andern transportieren können.

Die Front verrückt sich ja, und die Lotten müssen mitziehen. Ihre Lazarette sind alle darauf berechnet, in drei zu je 50 Betten geteilt zu werden, wenn es notwendig sein sollte. Es ist ja nicht leicht, ein Gebäude zu finden, das gross genug ist, um 150 Betten nebst Operationsstuben aufzunehmen.

Hier hat man es in zwei geteilt.

Wie merkwürdig, in dieser finnischen Gegend Schwedisch sprechen zu hören. Aber das ist ja die Sprache der Abolotten. – Alle Arbeit im Lazarett verrichten sie, von der größten bis zur verantwortungsvollsten. Nur die Ärzte sind Männer. Wie immer haben sich die Lotten selbst unbemerkt in den Schatten gestellt, und doch gibt es Lottenärztinnen genug, um alle ihre Feldlazarette zu versorgen. Aber diese Frauen sind anderswo tätig. Ich habe sie als Ärzte für die Evakuierten und deren Kinder gesehen. Ich habe sie in Irrenanstalten und Sanatorien gesehen. – Eine Lottenärztin war es, die in einer der Städte, die ich in Nordkarelien besuchte, die Tuberkulinprobe an den Reservisten vornahm; aber in den Feldlazaretten der Lotten sind Männer, die befehlen, und die Lotten gehorchen ihnen.

Die Oberschwester ist eine grauhaarige Lotte mit kurzgeschnittenem Haar und einem gesunden, energischen Gesicht. Hier sind zehn vollkommen ausgebildete Krankenschwestern, und neun haben sowohl den zwei Monate dauernden Sanitätskursus wie einen halbjährigen Kursus hinter sich; endlich sind zwei da, die nur einen Sanitäterkursus mitgemacht haben, aber solche Sanitätslotten finde ich in jedem Hospital an der Front und daheim. Ihre Ausbildung ist nicht gründlicher als in unserm Samariterkursus daheim, und doch leisten sie gute Dienste; sie machen die Stuben rein und helfen den Krankenschwestern auf hunderterlei Weise.

Wieder wandere ich unter jungen, starken Männern umher, die wegen einer Kugel oder einem Granatsplitter ausscheiden mussten. Hier liegt ein leichenblasser Bursche, der soeben eine Blutübertragung erhalten hat – Blut wird von Schweden in Flaschen mit dem Namen des schwedischen Gebers gesandt; es wird

sorgsam bei einer bestimmten Temperatur aufbewahrt. Jede Woche kommen neue, frische Vorräte.

Am Neujahrstage, als das Feldlazarett gerade installiert war, sandten die Russen einen Schwarm von Fliegern und warfen 180 Bomben ab. Es gab kein militärisches Ziel, keine Eisenbahn, nicht einmal ein Dorf in der Nähe. Es gab nur den einen Komplex, in dem das Lazarett lag, weit draussen auf dem Lande, so dass kein Irrtum möglich war.

Auf dem Schlachtfeld wandern Sanitätssoldaten umher und lesen Verwundete auf; in der Nothilfestation erhalten sie die erste Behandlung, dann werden sie zur Verbandstation, ein paar Kilometer hinter der Feuerlinie, gebracht, wo die Ambulanzautos auf sie warten. Auf dem Wege nach Westen ist das Feldlazarett der Lotten das erste, zu dem sie gelangen. Deshalb empfängt es so viele Schwerverwundete, die augenblicklich auf den Operationstisch müssen und keinen Weitertransport vertragen. Aber es empfängt ebenso viele Kranke wie Verwundete, denn das Leben im Felde enthebt die Soldaten nicht der gewöhnlichen Krankheiten. Hier liegen Leute mit Blinddarmentzündung, Lungenentzündung und Bronchitis und Leute mit Nieren- und Magenleiden. Es sind nicht nur Chirurgen, für die die Lazarette hinter der Front Bedarf haben.

In der grossen Küche im Keller befinden sich die Feldlotten in eifriger Tätigkeit. Auch sie folgten dem Lazarett in hinreichender Zahl und waren geübt in dem Werk, an das sie gingen.

Es ist dunkel, als sie sich auf den Heimweg machen. Ein mit Maschinengewehren beladenes Lastauto bewegt sich langsam vor uns fort. Der Chauffeur scheint taub für unser eifriges Signalgeben zu sein. Da verliert der Adjutant die Geduld, zieht das eine Fenster herunter und feuert seinen Revolver in die Luft ab. – Das hilft.

«Wenn unsere finnischen Soldaten einmal auf die Neige gehen», sagt er, «dann wollen wir mit Frauenbataillonen beginnen.» Und er erzählt, dass die Roten im Befreiungskriege ein finnisches

Frauenbataillon hatten. Sie waren tapferer als Männer. Sie kämpften wie die Wilden. Erst als die Soldaten Handgranaten zu werfen begannen, ergaben sie sich.

Seit Finnland vor Jahrhunderten den Kampf gegen seine Unterdrücker aufnahm, haben seine Frauen mit grosser Todesverachtung daran teilgenommen. Aber sie haben nie im Vordergrund gestanden, und sie haben keine Waffen getragen. Sie wünschten Frauen zu bleiben und auf andere Weise als die Männer für die Befreiung zu arbeiten. Sie fahren keine Ambulanzautos; das ist Männerarbeit – und stets ziehen sie eine scharfe Grenze zwischen Männer- und Frauenarbeit.

Aber im Dunkel der Nacht ziehen sie auf Schlitten mit Vorräten auf öden Wegen dahin, und es ist vorgekommen, dass eine Lotte ihr Pferd bei einer Überführung gegen einen abgeblendeten Eisenbahnzug gelenkt hat und umgekommen ist.

Sie sind nicht in der Feuerlinie. Dorthin gehören nur Soldaten; aber oft sind sie kaum ein paar Kilometer dahinter, und Flieger, die ihre Bomben auf die finnischen Stellungen regnen lassen, lassen sie auch auf die Lotten regnen. – Aber sie verrichten Frauenarbeit, und ich glaube, dass sie das weiter tun werden, denn auf die Weise dienen sie ihrem Lande am besten.

DIE SCHWERE MÜHSAL

Lieber unbekannter Soldat!

Wenn beiliegende warme Unterwäsche und Strümpfe schmutzig sind, so schicke sie nebst all deiner andern schmutzigen Wäsche an die Frauenabteilung vom Frontverein des Befreiungskrieges in N. N., und du wirst sie sauber zurückerhalten.

So schrieben viele Frauen, als sie ihre Weihnachtspakete an einen unbekanntem Soldaten schickten.

Wer sorgt für die Wäsche der Frontkämpfer? fragten sie einander. Hier können wir helfen.

Und die Lawine begann zu rollen. In diesem Krieg war es ja nicht wie im letzten Jahre des einzelnen Soldaten, für seine Wäsche zu sorgen. Die Kompanieleitung nahm die Frauen beim Wort. Statt der bescheidenen kleinen Sendungen, die sie erwartet hatten, strömte die Wäsche in Wagenladungen herbei.

In dem Städtchen, vier Kilometer hinter der Front, wo ich einen solchen Verein besuchte, begannen sie vor Weihnachten mit einer einzigen Waschfrau. Im Februar hatten sie 52. Die sammelten sich in einem mächtigen Waschhaus am Flusse etwas ausserhalb der Stadt und besorgten die riesige grosse Wäsche an einem einzigen Tage. Die meisten waren arme Flüchtlinge, die sich auf diese Weise ihren Lebensunterhalt verdienten. 25 Mark täglich erhielten sie und die Kost, die sie sich bei den Lotten in der Kaserne holten. Der Staat bezahlte sie, denn der arme Verein hatte nicht die Mittel. Aber in dem Augenblick, als die Wäsche die Waschzuber verliess, übernahm der Verein selbst die Arbeit.

Wo gab es wohl einen Trockenplatz für eine solche Wäsche? Bei dem strengen Frost hätte es tagelang gedauert, bis sie im Freien getrocknet wäre.

Aber die Frauen fanden, was sie suchten, in einem der grössten Sägewerke Finnlands, einige Kilometer vor der Stadt. In den mächtigen Trockenräumen für Holz wurde die Wäsche aufgehängt. Zwei Stunden später konnte sie trocken wieder abgenommen werden.

«Das Sägewerk ist wie verwandelt», lachte der Direktor. «Hier wimmelt es überall von Frauen».

Und es waren nicht nur Frauen, die mit ihrer grossen Wäsche in gewaltigen Lastautos kamen, sondern auch Frauen, die kamen, um den Platz ihrer Männer an den vielen Sägewerksmaschinen und als Zähler, Marker und Schneefeger einzunehmen; eine anstrengende Arbeit war es, die Lorengleise schneefrei zu halten. Aber die Frauen gingen an ihr Werk, als hätten sie nie etwas anderes im Leben getan.

«Unsertwegen brauchen die Männer nicht von der Front zurückzukommen», sagten sie stolz. «Wir werden das hier schon fertigbringen – ja, es geht uns jetzt besser als früher. Der Staat zahlt jeder Soldatenfamilie ein monatliches Gehalt, und dazu haben wir unsern Lohn vom Sägewerk».

Die Nachfrage nach Holz war in jenen Tagen nicht gross. Das Sägewerk ging mit halber Kraft; wer dachte wohl ans Bauen, solange der Krieg dauerte und alle arbeitsfähigen Männer an der Front waren?

Die Frauen aber, die sich mit der grossen Wäsche einer ganzen Kompanie abschleppten, erhielten keine Bezahlung, und sie wünschten sich keine andere, als die Freude zu helfen.

In dem Gebäude, von dem sie Besitz ergriffen hatten, stand die reine Wäsche in riesigen Säcken an den Wänden aufgehäuft. Und dann begann das Ausbessern. Nähmaschinen surrten den ganzen Tag, sie nahmen den ganzen Fussboden in einer der grossen Stuben ein.

Woher kamen all diese Nähmaschinen?

Die Hausfrauen hatten dem Verein ihre eigenen geliehen, und die Frauen, die in Eile ihr Heim verlassen mussten und nur spärliche Besitztümer mitnehmen konnten, hatten sich fast alle entschlossen, die Nähmaschine zu retten, die Nähmaschine, die in Krieg und Frieden Kleidung für die ganze Familie schaffen sollte.

Nun standen sie hier, Seite an Seite, all diese Maschinen, und waren fleissig in Gebrauch bis tief in die Nacht hinein. Frauen, die tagsüber an ihr Heim und kleine Kinder gefesselt waren, schlüpfen abends hierher und arbeiteten einige Stunden lang, namentlich wenn der Himmel bedeckt war, denn es war schwer, von Hause weg zu sein, wenn nächtlicher Alarm die Kleinen aus dem festen Schlaf riss und sie zwang, schlaftrunken Schutz in einem eiskalten Keller zu suchen.

In der Küche standen 30-40 Plätteisen in Reih und Glied auf dem Herd, und die Plättbretter waren in schnurgeraden Reihen angebracht, eines neben dem andern. Sonntags und alltags glitten die heissen Eisen über reingewaschene Hemden, und Stapel

frischgeplätteter Wäsche häuften sich bis zur Decke auf.

Irgendwo in der Stadt hatten sich die fleissigen Frauen eine Mangel geliehen. Die kam nie zum Stillstand. Laken, Handtücher, Taschentücher, Tischtücher glitten in endlosem Strom durch sie hindurch – denn sie wuschen auch für ein Feldhospital und für eine ausländische Ambulanz.

Seit Ausbruch des Krieges hatten sie 70,000 Stück Wäsche ausgebessert und mehrere tausend Paar Strümpfe gestopft. Waren die Strümpfe zu zerlöchert, um gestopft zu werden, so trennten sie sie auf und strickten aus dem Garn neue. Nichts ging verloren. 125 Gross Knöpfe hatten sie angenäht, und in Rumpelkammern und Flickenladen hatten sie Flanell genug gefunden zu 10,000 Streifen, die die Soldaten zum Wärmen und Schonen um die Strümpfe wickeln.

Arme Frauen und freiwillige Evakuierte, die nichts in der Welt besaßen, halfen Tag für Tag, und alles, was sie für die Arbeit erhielten, waren zwei Mahlzeiten von der Soldatenkaserne und der Kaffee, den sie sich selbst auf dem Herde kochten. Die festen Vereinsmitglieder bekamen überhaupt nichts.

Sie erzählten mir als etwas geradezu Überwältigendes, dass sie vor einigen Tagen 1'000 Mark, also 100 Schweizer Franken, geschenkt bekommen hätten. So klein waren die Mittel, mit denen sie arbeiteten, und sie selbst kamen aus so bescheidenen Verhältnissen, dass ihnen das als eine grosse Summe erschien. Aber von dem riesigen Geldwert, den ihre eigene Arbeit darstellte, sprachen sie nicht.

Seit 1918 haben sich die Lotten der Familien der Frontsoldaten angenommen. – Welche Arbeit wartet ihrer nach diesem Kriege! 20,000 Kinder haben ihre Väter, 8,000 Frauen ihre Männer und manche alte Mutter hat die einzige Stütze ihres Alters verloren. Aber im ganzen Lande werden ihre Vereine neue, tätige Schösslinge treiben. Sie haben das alles schon einmal durchgemacht; sie stehen wieder bereit.

Die Wäsche, die sie von der Front empfangen, war weder gezeichnet noch nummeriert. Die Soldaten bekamen also nicht die

gleiche wieder. Das ist eine Schande, sagten sie, aber es ist nichts dabei zu machen.

Aber in einer Stadt hoch im Norden stiess ich auf einen Lottenverein, der diese Ausbesserungsarbeit noch besser organisiert und dafür gesorgt hatte, dass die Wäsche schon an der Front gezeichnet wurde.

«Die Soldaten sind unglücklich, wenn sie nicht ihre eigenen Sachen zurückerhalten,» behaupteten sie; «jeder findet, dass seine Sachen besser waren als die, welche er stattdessen bekommt.»

Mit militärischer Genauigkeit arbeiteten sie und gingen nie von dem Grundsatz ab, die Wäsche, und sei sie noch so umfangreich, an einem Tag auszubessern.

Auch sie hatten geräumige Arbeitslokale mit vielen Nähmaschinen, und wenn sie erfuhren, dass eine neue Sendung Wäsche an sie unterwegs war, wurden die Hausfrauen in der Stadt telephonisch mobil gemacht.

Viele kamen und nahmen einen Armvoll Wäsche zur Ausbesserung mit nach Hause; noch mehr liessen sich an Nähmaschinen und Arbeitstischen nieder. Wenn eine ging, nahm sofort eine andere ihren Platz ein. Etwa 200 Frauen waren an einem solchen Tage beschäftigt; vielleicht zog sich die Arbeit hinaus, bis es 12 und 1 Uhr nachts wurde; aber sie liessen nicht nach, ehe alles geschafft war; und mangelte es an Arbeitskräften, so wurden neue telephonisch hinzugerufen.

Waren nicht freie Lotten genug in der Stadt, so fanden sich immer andere Frauen, die, wenn es galt, froh zur Hand gingen. Und war ein Kleidungsstück zu abgegriffen, um zurückgeschickt zu werden, ein Paar Strümpfe zu zerlöchert, um gestopft zu werden, dann legten die Lotten ein neues Kleidungsstück oder ein Paar neue Strümpfe aus ihren eigenen Vorräten in das Paket, diesen Vorräten, die nie zu schwinden schienen, dank dem wunderbaren Arbeitsmut der Nählotten.

Und dies war nur ein einziger Zweig von den vielen Arbeiten, die die Lotten in einer Stadt von 25,000 Einwohnern auf sich genommen hatten.

In diesen Lokalen wurden Tausende von Schneemänteln genäht, Berge von Strümpfen und Fausthandschuhen, von wollenen Westen und Gesichtsschonern gestrickt. Die Farben waren ein bisschen bunt, denn es mangelte überall an Wolle. «Aber sind sie auch noch so schreiend, so wärmen sie doch ebenso gut», lachten die Lotten. Alte, verschlissene Pelze verwandelten sich in warme Pelzwesten oder wurden zu prachtvollem Pelzfutter in den Mänteln der Turmlotten.

Als das Heer plötzlich um Pferdedecken bat, begannen die Lotten hier wie überall im Lande um alte kleine Teppiche zu betteln und sie zu herrlichen Decken zusammenzunähen; und so oft das Krankenhaus Bettzeug brauchte, gingen sie darum von Haus zu Haus.

Da waren Familien von Frontsoldaten, die in Not und Elend lebten, und nach jedem neuen Bombardement gab es viele Menschen, die plötzlich ohne alles, ohne Dach über dem Kopfe dastanden.

Die Lotten organisierten die Hilfe. Jede einzelne Familie wurde in ihrer Kartothek verzeichnet, jeder Mann, jede Frau, jedes Kind und was sie an Kleidungsstücken, Bettzeug und Geld erhalten hatten, alles war aufgeschrieben.

Einmal wöchentlich teilten sie, unter Mithilfe der Heilsarmee, Nahrungsmittel an diese Familien aus. Dänische Butter, Brot, Mehl, Fleisch, Graupen, Zucker, Geld für Milch und Brennholz erhielten sie.

Und immer gab es neue Aufgaben, die der Lotten in der kleinen Stadt harrten, immer mehr Feldlotten forderte die Front, und Kasernen und Krankenhäuser verlangten Hilfe. Jetzt begannen auch Freiwillige aus dem Ausland zu kommen – mehr Arbeit für die Lotten.

Unermüdlich stürzten sie sich auf jede neue Aufgabe und lösten sie.

Es war Mühsal, schwere Mühsal – aber sie sagten nie Nein.

In der Nähstube wurde eine richtige Schneidermaschine installiert. Jetzt konnten sie auch Uniformen ausbessern.

Eine junge Soldatenfrau sass über einen Uniformmantel mit einem abgerissenen Ärmel gebeugt und versuchte sich auszuma-



Lotten aller Altersstufen nähen Schneemäntel



Die helfende Lottenhand im Lazarett

len, wie das geschehen war; eine andere sass an einem Mantel mit einem Schussloch durch Brust und Rücken. Vielleicht fiel eine stille Träne, als die Löcher zugenäht wurden. Aber die Arbeit stand deshalb nicht still. Sie stand nicht einmal still, als der Krieg vorbei war.

Heute arbeiten die Lotten wie nie zuvor, sind es auch nicht Schneemäntel, die sie nähen, und Uniformen, die sie ausbessern.

Die schwere Mühsal ist nicht beendet. – Sie hat kaum begonnen.

BOMBER! BOMBER!

Ich beginne Expertin zu werden. Die Zeit ist vorbei, in der ein Luftschutzraum mir ebenso gut vorkam wie der andere.

Jetzt weiss ich, dass die Russen selten grössere, als 100 Kilo-Bomben auf die Kleinstädte in der Nähe der Front opfern, und in einem steinernen Haus geht eine solche Bombe nur durch das Dach und das oberste Stockwerk, ehe sie explodiert. Also Sorge ich dafür, mindestens zwei Stockwerke über meinem Kopfe zu haben, wenn ich einen Unterschlupf suche, und kann ich das nicht haben, so bemühe ich mich nicht in den Keller.

In Helsingfors ging ich nie in einen Luftschutzraum. Dort war die Abwehr zu gut, als dass viel Wahrscheinlichkeit dafür bestand, dass feindliche Flieger bis über das Zentrum gelangten. Ich war dort, als die Stadt ihr fünfzigstes Luftalarm-Jubiläum feierte, und ich war dort an dem Tage, als ein Rekord mit sieben Alarmen erreicht wurde. Dreimal wurde ich beim Mittagessen unterbrochen, weil die Kellner nicht servieren durften, so lange der Alarm dauerte.

Hier draussen ist es etwas anderes. Hier hat man die Flieger über dem Kopfe, fast ehe noch das Schrillen der Sirenen sich gelegt hat. Da ist keine Zeit zu verlieren, wenn man sich rechtzeitig in Sicherheit bringen will.

Ich gehe über einen verkehrsreichen Platz, als die Luft von einem durchdringenden Geheul zerrissen wird, und plötzlich beginnen alle Menschen zu laufen, grosse und kleine, alte und junge.

Da muss man also wieder stehen und warten, niemand weiss, wie lange. Aber man hat sich bald daran gewöhnt und beginnt sich auf diese ständigen Unterbrechungen einzustellen.

In Helsingfors hatten alle Nählotten neben ihrer Nähmaschine eine grosse Tasche liegen, und in dem Augenblick, wenn der Alarm ertönte, gingen sie ruhig, die Tasche unter dem Arm, in den Keller hinunter, machten Licht, setzten sich auf die Bänke, öffneten die Taschen und nahmen jede ihr Strickzeug heraus. Es wurde überhaupt im Luftschutzraum nur gestrickt und oben nur genäht. War in einer Woche wenig Alarm, so gerieten sie mit dem Stricken ins Hintertreffen.

Am nächsten Tage soll ich nach dem Westen reisen. Ich bin genötigt, nach dem Westen zu reisen, weil die Bahn nach Norden an vielen Stellen gesprengt ist. Alle Autobusse sind längst mit Flüchtlingen aus dem Osten besetzt, aber wenn ich mich rechtzeitig zum Halteplatz begeben, nimmt mich vielleicht das Postauto mit.

Der Posthof ist schon von Menschen angefüllt, die stehen und warten. Ein schwedisch sprechender Offizier, der mitfahren soll, macht mich darauf aufmerksam, dass das Auto an einer andern Stelle steht und Benzin tankt; gemeinsam schleichen wir uns fort, um Plätze zu belegen.

Unser Gepäck lassen wir im Auto; jetzt können wir ruhig abwarten.

Aber als wir wieder im Posthof stehen und warten, ertönt Alarm, und wir sehen das Postauto mit all unserm Gepäck zur Stadt hinausjagen, um ein Versteck im Walde zu suchen. Mit einem Seufzer gehen wir in den nächsten Luftschutzraum. Andert-halb Stunden später ist es wieder da; aber jetzt hat der Chauffeur Frühstückszeit; wir fahren zu seinem Restaurant.

Ich bin froh, dass ich meinen schwedischen Dolmetscher habe. Er hat zehn Tage Urlaub nach drei Monaten an der Front. Einer seiner Soldaten war Barbier; deshalb sind seine Haare so gut geschnitten. Und heute Nacht hat er in einem richtigen Hotelbett geschlafen. Drei Monate lang wohnte er im Zelt. Manchmal waren es über 30 Grad Kälte; aber sie hatten einen Kamin drinnen; sie sahen so komisch aus, wenn sie morgens aufwachten, ganz russig vom Holzrauch. Wenn man sich aber erst ans Zeltleben gewöhnt hatte, war es gesund.

Er ist nicht mehr jung; hat sechs Kinder. Die älteste Tochter ist 22 Jahre alt, und in seinem Alter war der Übergang vom Bureauschemel zum Zelt keine Kleinigkeit. Er glaubt, reichlich an Gewicht verloren zu haben, wenn er sich auch nicht gewogen hat. Kartoffeln erhielten sie ja nicht; es war zu kalt, sie hätten Frost bekommen. Milch bekamen sie auch nicht; in mächtigen Herden war das Vieh weit nach Westen getrieben. Aber Erbsensuppe assen sie jeden Tag, und als die Zähne der Soldaten sich zu lockern begannen, bekamen sie Vitaminpillen. Das half. Jetzt erhielt das ganze Heer Vitaminpillen, sagt er.

Er ist ein kleiner, schwächlicher, ruhiger Mann und mit den unvergesslichen Eindrücken der letzten drei Monate ausgefüllt. Bild für Bild rollt er vor mir auf.

Ich habe die Jugend mit grossen Worten vom Leben an der Front erzählen hören. Sie war stolz, mit dageigewesen zu sein und zu zeigen, dass man sich vor nichts fürchtete und allem gewachsen war.

Ach ja, sie waren mit dabei, als sie mehrere tausend Leichen am Wege zusammenlasen und Gräber für sie in den gefrorenen Boden sprengten; und sie waren mit dabei, als sie steif gefrorene Leichen zu meterhohen Wällen auf stapelten, soundso viele Raummeter Russen – da standen sie dann und warteten auf Tauwetter.

Aber die Verwundeten, die sich in den Wäldern verkrochen hatten und erfroren, die konnten sie nicht finden; die waren von meterhohem Schnee bedeckt und kamen erst im Frühjahr zum Vorschein.

Aber fürchtet man denn nicht Gestank und Krankheiten?

«Gestank !» riefen sie übermütig. «Die Russen stinken schon, wenn sie leben. Das macht keinen Unterschied.»

Und in meinem Herzen war eine grosse Unruhe.

Diese Männer taten ihre Pflicht. Das Recht war auf ihrer Seite. Ich bewunderte ihren Mut und ihre Ausdauer. Und doch war eine grosse Unruhe in meiner Seele. – Kann man Tag für Tag Menschen töten, ohne etwas in sich selbst zu töten? – Ohne sich zu verändern?

Jetzt erzählte dieser Offizier schlicht und ruhig und menschlich von allem, was er gesehen und erlebt hatte seit dem Tage, an dem fünf lange Züge die ersten Truppen hinausschafften. Ich fühlte, dass drei tyronate Mord ihn nicht verändert hatten, und ich verstand, dass der Übermut der andern der Übermut war, der jeder Jugend zusteht; auch sie hatte sich nicht verändert.

Eine grosse Resorgnis glitt von mir ab, während der Autobus nach Westen rumpelte, und ich sah vor mir das Leben in der Feuerlinie, wie es sich in diesem Menschen eingebrannt hatte, der jetzt zum erstenmal seit Ausbruch des Krieges Gelegenheit hatte, mit jemandem zu reden, der selbst nicht mit dabei gewesen war.

«Wir waren ja *gezwungen*, sie zu töten,» sagte er. «Aber zuweilen konnte ich es nicht lassen, daran zu denken, dass sie ja auch Frauen und Kinder haben.»

In dichten Kolonnen waren die Russen bei Ausbruch des Krieges vorgerückt. Sie wälzten sich in grossen Massen heran, eine sichere Reute für die finnischen Kugeln. Die zu vorderst gingen, schossen nicht; sie hatten Gewehre, aber sie gebrauchten sie nicht; sie gingen halb zurückgelehnt und liessen sich vorwärts-puffen.

«Wir waren ja *gezwungen*, sie zu erschiessen,» sagte er wie zu seiner Beruhigung.

Jetzt will er wissen, wie es in der Welt steht; wie es mit dem Kriege geht. «Wir draussen wissen ja nichts. Alle unsere Briefe sind zensuriert. Wir erfahren gar nichts.»

Zuweilen lagen sie und lauschten im Offizierszelt der russischen Radio-Propaganda.

„Aber das waren nur Schimpf- und Scheltworte der gemeinsamen Art,“ sagte er; «nichts, das auf irgendjemand hätte Eindruck machen können. Die verstanden unsere Art und Gesinnung ja gar nicht.»

Und mit derselben resignierten Ruhe erzählt er von einem Bombenangriff. Er lag gegen einen Kameraden gepresst. Ein Granatsplitter riss diesem ein Bein ab und tötete ihn.

Der Schnee ist Finnlands bester Bundesgenosse; die Finnen selbst halten alle ihre Versorgungswege mit dem Schneepflug gründlich sauber, während die Russen warten, bis sie festgefahren sind; dann pflügen sie ein bisschen, was die Sache nur noch schlimmer macht.

Als wir abends eine Eisenbahnstation erreichen, ist mein Zug nach Norden vor fünf Minuten abgefahren und der des Offiziers nach Westen auch. Vergeblich versucht er ein Auto zu finden, um nicht weitere kostbare Urlaubstage zu verlieren. – Da müssen wir beide einen unermesslichen Umweg machen, zuerst nach Süden und dann nach Westen. Diesmal kommt mir das mitgebrachte Butterbrot zustatten. Es scheint eine endlose Reise werden zu sollen.

Auf dem Bahnhof steht eine kleine Schar von Heilsarmeemädchen und singt in der Dunkelheit ein Lebewohl für eine fortziehende englische Heilsarmeedelegation.

Es ist gut, dass sie so viele Lieder können, denn der Zug bleibt stehen.

Wie oft habe ich nicht auf verdunkelten Stationen diese Töne in der Nacht gehört. Unsichtbar dem Blicke waren die Singenden; aber stets bedeuteten ihre wehmütigen Lieder einen Abschied von jemandem im Zuge.

Dieser ist gedrängt voll von Soldaten und Offizieren, die von der Front zurückkehren. Ich weiss, sie kommen von der Front, denn sie sitzen aufrecht und schlafen. Ohne Ruhe haben sie Tag und Nacht gekämpft; die Küchenlotten einige wenige Kilometer hinter der Front bekamen auch nicht viel Schlaf. Erst in der Nacht

wurde abgekocht, denn erst in der Nacht hatten die Soldaten Zeit zum Essen.

«Wir nickten hin und wieder ein,» sagt der Offizier. «Man kann mit weit weniger Schlaf auskommen, als man glaubt. Drei Stunden hintereinander war viel.» Und er zieht eine von einer russischen Offiziersmütze genommene Nadel aus der Tasche.

«Alle finnischen Jungens wollten solche Andenken erweisen,» erzählt er; «aber ich konnte mich nicht so weit überwinden, die Toten anzurühren; ich wäre mir wie ein Leichenräuber vorgekommen – da kamen meine Soldaten und schenkten mir diese.»

Es ist Mitternacht. Hier sollen wir umsteigen. Wir taumeln in die Dunkelheit hinaus. Selbst wenn man finnisch spricht, ist es schwer, herauszubekommen, wo unser nächster Zug hält. Ein Gepäckträger behauptet, er sei längst abgefahren.

Aber der Offizier geht geradeswegs ins Bahnhofsbureau. Ein überraschter Ausruf. Zwei Menschen rufen im Chor: «Wie in aller Welt kommst du hierher?» – Der eine ist der Offizier, den sie an der Nordfront glaubten, der andere sein Schwager, der im Hauptverkehrsbureau von Helsingfors arbeitet. In aller Stille ist das Bureau in diese kleine mittelfinnische Stationsstadt versetzt worden, wo es den Verkehr dirigiert. In der letzten Nacht ist die Station bombardiert worden. Jetzt sind neue Gleise gelegt. An allen Eisenbahnstationen habe ich diese kleinen Stapel von Reservegleisen gesehen, die bereitliegen, falls die Bomben die Bahnlinie aufreißen.

Man stellt einen Zug für uns zusammen. In der Wartezeit suche ich eine Flasche Saft und mein Butterbrot heraus. Das Bureau spendet Eiswasser. Der Saft stammt aus der bombardierten Haushaltungsschule.

Es besteht also Hoffnung für den Offizier, morgen Vormittag heimzukommen. Wenn sie sich nur mit dem Zug ein wenig beeilen möchten.

Der Schwager begleitet uns hinaus; der Zug hält irgendwo im Dunklen fern vom Bahnhof und ist bereits gedrängt voll.

Die englische Heilsarmeegesellschaft trinkt Nacht-Tee aus dünnen Tassen und lässt die Thermosflasche und die englischen Kakes unter sich herumgehen. In einem Flaschenhals auf dem kleinen Klapp Tisch ist eine Stearinkerze angezündet.

Wir andern sitzen und dösen im Halbdunkel. Auf dem Sitz mir gegenüber haben sich zwei kräftige Soldaten und ein dünnes Dienstmädchen auf zwei Plätzen zusammengeklemt. Sie schlafen alle drei.

Da durchschneidet ein schriller Alarm die Stille. Das ohrenbetäubende Pfeifen dreier Lokomotiven mischt sich in den Lärm und macht ihn noch unheimlicher. Schlafende und Halbschlafende fahren von den Sitzen auf. Die Stearinkerze wird schleunigst ausgeblasen. Leute, die bisher darauf erpicht waren, zum Sitzen zu kommen, sind jetzt ebenso erpicht darauf, hinauszugehen. Aber ich weiss, dass die Finnen nie einen Zug als Beute für die Bombenflieger auf der Station halten lassen, so dass ich ihren Eifer nicht teile. Die todmüden Soldaten wollen nicht hinaus. Sie sagen, es sei gemütlicher an der Front, denn dort gäbe es keinen Alarm – nur Bomben.

Als ich mit dem Offizier auf die Plattform trete, entdecken wir, dass keine Lokomotive vorgespannt ist. Die Hälfte der Fahrgäste befindet sich in wilder Flucht über die verschneiten Felder. Ich sehe sie deutlich im Mondschein. Hier und da stolpert einer von ihnen im tiefen Schnee und kommt wieder auf die Beine. Es sind mehr als 20 Grad Kälte.

Der Offizier ist abgesprungen; aber ich habe nicht die leiseste Lust, seinem Beispiel zu folgen.

«Wollen wir bleiben, bis wir die Flieger hören?» schlägt er vor, «und wenn dann die Lokomotive noch nicht gekommen ist, laufen?»

Ich nicke und springe in den Schnee. Wir stehen und lauschen in die Nacht hinaus. Keiner von uns hat gemerkt, dass die Lokomotive vorgespannt worden ist; plötzlich setzt sich der Zug in Gang. Eilig springen wir auf.

In einem dunklen Walde halten wir. Die letzte schwache Beleuchtung wird uns geraubt. In tiefer Finsternis sitzen wir und warten.

Ein Schaffner geht durch die Wagen und ruft auf Finnisch, dass, wer Lust habe, in die Wälder zu flüchten, den Zug verlassen könne. Ein leises Lachen hie und da ist die einzige Antwort.

Erschöpfte Offiziere und Soldaten atmen schwer im Dunklen. Das erste Schnarchen dringt an meine Ohren; bald wird es vervielfacht. Der ganze Zug schläft. Ich denke, wenn die Flieger Geräusche von der Erde her hören könnten, würden sie wohl leicht den Weg zu dem schnarchenden Zuge finden. Dann denke ich nicht mehr; ich schlafe selbst und wache mit einem Ruck auf, als die Lokomotive kreischend in die Nacht hinaus abbläst.

Zurück zum Bahnhof rollen wir, um die armen, verfrorenen Flüchtlinge zu holen, die eine eisige Kälte mit in den Wagen bringen und ihren Husten mit dem Schnarchen der Soldaten vermischen.

Das dünne, eingeschüchterte Dienstmädchen presst sich wieder neben die beiden Soldaten, die sie scherzend fragen, warum sie es plötzlich so eilig bekam. Bald schlafen sie alle drei. Im Schlaf strecken die Soldaten die Beine weit von sich und stellen immer wieder ein Paar schwere, gewaltige Füße auf meine Skistiefel.

Allmählich habe ich ein Gefühl, als hätten sie jeder zehn Beine. Aber man fragt nicht erschöpfte Soldaten, die von der Front heimkehren, ob sie eine Fahrkarte zweiter Klasse haben – namentlich wenn man weiss, dass sie keine haben; und man weckt sie nicht aus ihrem wohlverdienten Schlummer.

Sachte versuche ich meine Beine aus dem Bündel herauszuziehen und sie zu oberst im Haufen anzubringen, aber lange dauert es nicht, so ist wieder der alte Zustand.

Seit heute Morgen habe ich aufrecht gesessen und mich durchrütteln lassen. Jetzt beginnt mir der Rücken müde zu werden. – Wenn ich nur meine Beine etwas heben könnte.

Es ist, als hätte der Offizier meine Gedanken erraten, oder vielleicht sieht er, dass ich wieder getreten werde. Wortlos bückt er sich, fasst meine Skistiefel und hebt sie vom Boden auf.

«Ist es nicht besser so?»

Meine Beine liegen auf seinem Schoss. Eine solche Erlösung ist es, dass mein Protest sehr schwach ist, und ausserdem hat er ja recht: es stört ihn nicht. Er ist schon wieder eingeschlafen.

So ist es also wahr, dass drei Monate Mord und Blutvergiesen einen Menschen nicht verändern; eher ist seine Sehnsucht danach, zu behüten und zu beschützen und gut zu sein, draussen im Schützengraben wohl noch gewachsen. Einmal, als ich auf wache, schlägt er meinen grossen Schafpelzkragen im Nacken hoch, damit ich keinen Zug vom Fenster bekomme. Dann schlafen wir beide wieder. – Vielleicht hat er sich, wenn er im eisigen Zelt lag, danach gesehnt, seine Kinder zu verwöhnen und zu behüten; und jetzt sitzt er aufrecht da und schläft in einer schrecklich unbequemen Stellung, damit ich es ein wenig bequemer habe. Und ich kann merken, dass es ihm eine Freude ist.

Ach, wie haben die Russen doch gehaust, seit ich zuletzt hier war! Wohin mein Blick auch wandert, liegen Gebäude in Trümmer.

Der Zug hält an einer Station, die gestern einem Angriff ausgesetzt gewesen ist. Mein Blick fällt auf ein russiges Mauersteinhaus ohne Türen, Fenster und Dach; und mitten in der Vernichtung sitzt ein Mann und verkauft Fahrkarten; er sieht aus, als hätte er ganz vergessen, dass das Haus halb weggeschossen ist; er ist eifrig damit beschäftigt, Geld herauszugeben.

Langsam schneckelt sich der Zug weiter nach Norden, hält stundenlang an den Stationen.

Die Leute nicken verständnisvoll.

«Der Druck auf die Landenge,» sagen sie.

Die Bahn ist ja nur eingleisig, und jeder andere Verkehr muss Transporten aus Haparanda weichen.

Es ist sieben Uhr abends, ehe ich meinen Bestimmungsort erreiche. Eine Stunde später bin ich auf einem grossen Lottenfest für finnisch-kanadische Freiwillige, die ihrem Lande zu Hilfe geeilt sind. Die Lotten haben ihnen für das viele Zeug danken wol-

len, das sie für die Evakuierten aus Kanada mitbrachten.

Ach, diese Lottenfeste, in ihrer rührenden Einfachheit sind sie eine Quelle vieler Freude. Es sind keine hohen Ansprüche, die die spartanisch erzogene Jugend stellt, wenn sie sich vergnügt. Jeder Bruch der Einförmigkeit des Kasernenlebens ist willkommen; erwartungsvoll kommt sie anmarschiert, wenn die Lotten einladen.

Tableaus, Musik und Sologesang wechseln ab. Ist ein Soldat mit einer Harmonika oder ein Bursche mit ein wenig schauspielerischem Talent da, so haben die Lotten ihn herausgefunden. Sie selbst spielen und singen nach Herzenslust und leiten den Chorgesang.

Alle Finnen lieben den Gesang; das liegt ihnen im Blute. Die neuen finnischen Soldatenlieder erinnern weder an «Tipperary», noch an die monotonen, taktfesten Kriegsgesänge der Deutschen, die mehr Ruf als Melodie sind. – Es ist Seele in ihren Liedern, Stärke und Wehmut. Ihre Gesichter werden tiefernt, während sie singen; aus frohen, leichten Melodien machen sie sich nichts.

Der gemeinsame Gesang nimmt einen sehr grossen Raum im Programm der Lotten ein – und dann der Kaffee. In jeder Kaserne im ganzen Lande haben die Lotten Kantinen, wo sie Kaffee und Wecken für eine Mark fünfzig verkaufen und all die kleinen, für die Soldaten unentbehrlichen Dinge, von Zigaretten bis zu Sahnebonbons.

Zog Runebergs Lotta Svaerd nicht in den Krieg mit ihrem Manne, mit einem Karren, einem Zelt und einer kleinen Markentenderei? – Und jetzt folgen sie ihrem Beispiel. Niedrig sind die Preise der Lotten, und doch ist es viel Geld, das sie verdienen, denn die Arbeitskraft ist ja umsonst, und die Waren verschaffen sie sich billig.

Aber wie Lotta Svaerd es nicht so genau mit der Bezahlung nahm, wenn es ein tapferer Sohn des Landes war, der zur Markentenderei kam, so laden die Lotten häufig die ganze Kaserne zu gratis Kaffee und Fest ein.

Man tanzt nicht in Finnland, solange Krieg ist. Die Soldaten

dieses Landes haben nicht den Drang, zwischen den Schlachten in einem Ballsaal fieberhaft über die Stränge zu schlagen. Und für das ganze Land ist der Krieg so tiefer, blutiger Ernst, dass man ihn nicht über ein paar Stunden auf einem Tanzboden vergessen kann.

Aber sie haben das Bedürfnis zu singen. Das ist ein Drang, der tief im ganzen Volke liegt und in Freude wie Kummer zum Ausdruck gelangt.

Die Lotten sind selbst von diesem Drang beseelt und lassen ihm bei ihren kleinen, stimmungsvollen Festen die Zügel schiessen. Und die Dankbarkeit wallt in den Soldaten auf. Lächelnde Lotten reichen ihnen den Kaffee mit dem trockenen Wecken und einen kleinen Kuchen, und die Soldaten nehmen es entgegen, als sei es ein köstliches Geschenk. Der ganze Abend ist ein schönes Erlebnis gewesen – ach, die Lotten, die in Arbeit und Fest an ihrer Seite stehen, sind es wert, dass man für sie kämpft. – Sie werden ihnen zeigen, dass sie etwas taugen.

An die Front ziehen sie mit starkem Willen und unbezwinglichem Mut; und nicht einmal ein schonungsloser Friede kann sie knicken.

MIT EINEM KINDERTRANSPORT NACH SCHWEDEN

In der Dämmerung schleichen sich Scharen von Kindern durch die Strassen; vorsichtig setzen sie die Beinchen auf eine enge und steile dunkle Kellertreppe. Fallt nicht, ihr Kleinen. Gleich seid ihr im Luftschutzraum, wo die Drohung vom Himmel euch nicht erreichen kann.

Im Halbdunkel suchen sie sich einen Platz auf den schmalen Bänken, die zwischen den Schutzpfosten gezimmert sind. Aus einer Unzahl von Heizrohren über ihrem Kopfe schlägt ihnen eine heftige Wärme entgegen.

Da sitzen sie, Reihe an Reihe, und warten. Aber sie sind das

Warten jetzt gewohnt. Die Welt ist so merkwürdig geworden. Es gibt nichts mehr, was Schule und Heim und geordnete Verhältnisse heisst. Von einem Ort zum andern werden sie gejagt, und unaufhörlich müssen sie sich vor den Bomben verkriechen – bald unter der Erde, bald tief in den Wäldern.

Heute Abend warten sie darauf, dass es dunkel genug werde, um die Reise mit der Bahn nach Schweden anzutreten.

Es greift mir ans Herz, diese kleinen Geschöpfe zu sehen, für die Luftangriffe eine tägliche Erscheinung geworden sind. Ein kleines Mädchen beugt sich über seine Puppe und flüstert ihr ein paar beruhigende Worte ins Ohr. Die hat einen grossen Verband um den Kopf, und die Kleine erklärt todernst, dass die Puppe während eines Bombardements von Mauerbrocken getroffen worden sei. Glücklicherweise, welche noch nicht drei Jahre alt sind und von einer Mutter oder einem nahen Verwandten begleitet werden können. Hat man erst das gesetzte Alter der Vierjährigen erreicht, so zieht man allein in die grosse, weite Welt hinaus, und ist man dreizehn, ja, dann ist man zu alt, um evakuiert zu werden, und muss im Lande bleiben und sich nützlich machen.

Ein mehrstimmiger Schreichor gibt unten an der Treppe ein Konzert in der Abteilung, die Müttern mit Säuglingen vorbehalten ist. Dicht daneben philosophieren ein Dutzend Vierjährige über das Dasein. Ein kleines Mädchen erzählt mit sprühenden Augen von Flugzeugen und Maschinengewehrfeuer. Hin und wieder unterbricht es seine drastischen Kindheitserinnerungen mit einem altklugen: «Und jedesmal, wenn eine Bombe fällt, muss man sie unschädlich machen».

Frau Professor Pipping, die die Reise leitet, ist hier und dort und überall mit einem klugen Wort oder einer heiteren Bemerkung. Und dann sind da die «Tanten», die 24 Frauen, die den Kindern unterwegs die Mütter vertreten sollen. Jeder Wagen hat drei; sie stehen im Luftschutzraum und machen sich schnell mit den Kindern bekannt, die zu ihrem Wagen gehören. – Sie lauschen verständnisvoll auf das, was die Mütter ihnen anvertrauen – vom kleinen Eino, der so oft aufs Töpfchen muss, und Hilma,

die weint, sobald sie ein unerwartetes Geräusch hört, Hilma, deren kleiner Bruder und grosse Schwester vor ihren Augen getötet wurden, als die Decke über ihnen einstürzte, während sie selbst wie durch ein Wunder davonkam. «Und nun ist sie ein bisschen nervös,» sagt die in Trauer gekleidete Mutter und streichelt Hilma zum letztenmal die Wange.

Von ihrer eigenen Angst und Sorge bei der Trennung von den Kindern reden sie nicht.

Aber da sind Kinder, die weder von Müttern noch von Vätern begleitet werden, Kinder, die schon eine weite Reise aus ihrer Heimat zurückgelegt haben – und da sind Kinder, die sowohl Heim wie Mutter verloren haben; ihr Vater ist im Kriege; sie sind jetzt gewohnt, in der Obhut fremder Tanten zu sein.

Wie dankbar sind wir doch für den pechschwarzen, bezogenen Himmel! Kleine Beine stolpern im Dunklen, als wir in die Nacht hinauskommen; aber es ist nicht weit bis zu den wartenden, verdunkelten Wagen, und die Tanten weisen den Weg. – Einige sind Kindergärtnerinnen, andere Studentinnen, oder sie haben das sorglose Leben wohlhabender junger Mädchen geführt; ihre Lebhaftigkeit und Sicherheit verpflanzt sich auf die Kinder; sie selbst haben nur einen Gedanken: Glückliche mit ihrer teuren Last nach Haparanda durchzukommen. Aber es kann so vieles geschehen!

Von einer Stelle in Südfinnland geht unser Sonderzug ab. Die ganze Nacht sammelt er auf dem Wege nach Norden Kinder ein, Kinder, die oft eine lange Reise hinter sich, auf einer Eisenbahnstation gesessen und viele, viele Stunden gewartet haben. Aber die Aufregung hat sie wachgehalten. Selbst die 24 Kinder, zu denen wir erst um fünf Uhr morgens gelangen, sind hellwach.

Kleine Mädchen schleppen sich mit Handkoffern ab, so gross wie sie selbst. Andere haben nichts auf der Welt als die Kleider, die sie auf dem Leibe tragen; sehen die funkelneuen aus, so haben sie sie vielleicht, als die Reise beschlossen wurde, von der Finnlandhilfe erhalten.

Es sind Kinder aus allen Schichten, finnisch und schwedisch sprechende durcheinander. Alle tragen ein Namensschild um den Hals, wie die Soldaten, die ins Feld ziehen, und auf jedes Stück Zeug ist ein weisser Lappen mit dem Namen genäht, denn falls nun –

Dieses «falls» hängt während der ganzen Reise drohend über uns; es hängt drohend über den Leitern jeder Fahrt. Zuletzt ging es schief. Ich spreche nicht von der Reise, als die Kinder bis vier Uhr morgens im Luftschutzraum warten mussten, weil die Russen nicht aufhörten, die Station zu bombardieren; zuletzt mussten sie sich heimschleichen, alle die, welche ein Heim hatten, während der Rest im Luftschutzraum schlief, und dort sassen nun Kinder und warteten auf die Reise, warteten noch einen ganzen Tag dazu, um mitgenommen zu werden. – Nein, ich spreche davon, wie ein südwärts gehender Zug in der brütenden Finsternis in den Sonderzug der Kinder hineinfuhr und acht Mütter und vierzehn Säuglinge im ersten Wagen tötete.

Hier sind Kinder, die aus überfüllten Evakuierungslagern kommen und viele Male umhergeschickt worden sind. Eine Mutter mit sechs Kleinen erzählt, dass sie zu sechsunddreissig Menschen in einem kleinen Raum zusammengeklumpt waren; der Brunnen war zugefroren, und sie bekamen kein anderes Wasser als den Schnee, den sie über einem spärlichen Feuer schmolzen – und auch das Brennholz war knapp.

«Und wir hatten solch ein hübsches Heim,» sagt sie vor sich hin. Dann sucht sie zwei Photographien ihres Mannes hervor. Auf der einen ist er in Uniform; das Bild ist schlecht, aber sie hat es am liebsten. «Wenn er stirbt, so habe ich doch wenigstens das, um es den Kindern zu zeigen,» sagt sie.

«Sie dürfen nicht so hart reden,» ruft eine andere mit einem Anflug von Vorwurf in der Stimme.

«Sollte ich vielleicht weinen?» fragt sie und strafft den Rücken; «hätte ich jedesmal geweint, dann wäre jetzt wohl nicht viel von meinen Augen übrig – oder von meinen Kindern. Nein, ich will nicht weinen, denn wenn ich erst anfrage → Sie wendet den Kopf ab.

Aber man muss seine guten Gründe haben, sich in diesem Kinderzuge auf dem Wege nach Schweden zu befinden. Die Eltern verloren alles – Existenzmöglichkeit – oder Vater und Mutter kämpfen und arbeiten jedes auf seine Weise für ihr Land und wollen ihre Kinder in Sicherheit wissen, um all ihre Kräfte der Verteidigung des Landes widmen zu können – oder man muss ein besonderer Fall sein, einer der Fälle, in denen plötzlich das Vertrauen zur ganzen Welt erschüttert wurde, als die Bomben vom Himmel herab zu regnen begannen, von wo alles Gute kommen sollte.

Sie sind leicht zu erkennen, diese besonderen Fälle. Ich sehe es an den Augen, die rastlos flackern, an den kleinen Gestalten, die beim geringsten, unerwarteten Geräusch zusammenfahren.

Merkwürdigerweise sind es oft Zwei- und Dreijährige, die am meisten mitgenommen sind; sie verwandeln sich, wenn der Alarm ertönt, in kleine, gejagte Tiere, stürzen unter ein Bett oder einen Tisch und sind nicht hervorzutreiben; ihre empfindsamen Nerven sind ruiniert; nachts wachen sie auf und schreien laut, und jetzt ziehen sie fort in ein fremdes Land, um ihre Ruhe wiederzugewinnen.

Aber da sind andere, die das alles als ein überraschendes Abenteuer betrachten und die Nase eifrig gegen die Scheibe pressen, sobald sich das erste Tageslicht meldet, Kinder, die laut mit ihren Kriegserlebnissen prahlen und einander mit Geschichten zu übertreffen suchen. Sie haben sich auf die Reise gefreut wie auf den Weihnachtsabend.

Der Zug jagt mit seinen zehn langen Wagen, gefüllt mit 400 Menschen, in die Nacht hinaus.

Gleich hinter der Lokomotive kommt «Nikolai», einst Zar Nikolais Privatküchenwagen. Der ist so veraltet, dass er nicht mehr in den Ambulanzzügen zu gebrauchen war; aber acht Küchenlotten haben ihn in Besitz genommen und kochen darin für Kinder und Mütter auf der langen Fahrt.

Sie nehmen es nicht genau mit der Bequemlichkeit, sie sind schlank und schwächig, so dass sie sich leicht in der engen Küche aneinander vorbeiquetschen können, wo ein mächtiger, für

Brennholz berechneter Herd den grössten Teil des Raumes einnimmt.

Viele von ihnen kommen von der Front. Jetzt «ruhen sie sich aus» auf diesen Reisen mit den Kinderzügen und sammeln neue Kräfte, um sich wieder fürs Frontleben zu stärken. Denn es ist ja nur Spielerei, für 400 Menschen zu kochen und aufzuwaschen, und irgendwo draussen auf dem Lande warten andere Lotten mit warmem Mittagessen. – Nein, das ist gar nichts; heute Nacht sollen sie 800 Butterbrote streichen; wenn sie es sich ein bisschen praktisch einrichten, können sich immer zwei auf einmal schlafen legen, während die andern arbeiten, und für mehr als zwei ist auch kein Schlafplatz vorhanden.

Nun, jetzt die Ärmel aufgekrempt und an die Arbeit mit dem Abendbrot! Das muss im Handumdrehen fertig sein, denn die Kinder sind hungrig und müde.

Gleich hinter «Nikolai» kommt ein Schlafwagen mit Müttern und Säuglingen. Es ist der einzige Schlafwagen im ganzen Zug; eines der Abteile ist reserviert, denn in den Tagwagen sind immer junge Mütter, die im Laufe der Nacht einer Tante anvertrauen, dass es jetzt gut wäre, wenn sie sich richtig hinlegen und die Kleider ein wenig lockern könnten; das neue Leben, das sie tragen, presst und drückt und ist so unruhig.

Der Rest des Zuges besteht aus geräumigen Wagen zweiter Klasse, dessen Sitze ausziehbar sind, so dass die Kinder quer darauf liegen und schlafen können. Ganz hinten kommt der Gepäckwagen mit seiner bescheidenen Last von kleinen Koffern.

Mit abgeblendeten Scheiben und spärlicher Beleuchtung frisst sich unser Sonderzug hoch nach Norden, immer näher an das gelobte Land des Friedens heran.

In einem Mittelabteil im mittleren Wagen beleuchten scharfe Taschenlampen lange Listen der Kinder, die wir gleich mitbekamen, und derer, die wir unterwegs auflesen sollen. Zwei Frauen beugen sich eifrig über die Papiere, Frau Professor Pipping und ihre gute Gehilfin, Frau Donnel, die graue Lottenuniform trägt.

Sie war eine der Organisatorinnen der freiwilligen Evakuierung von Helsingfors zu Beginn des Krieges – eine der ersten grossen Aufgaben, deren sich die Lotten unterzogen, und die sie ohne Verlust eines einzigen Menschenlebens oder eines einzigen Kindes lösten.

Sorgfältig macht sie ihre Aufzeichnungen in den Listen. – Tanten kommen mit ihren vielen kleinen Problemen und ihren vielen kleinen Geschichten hereingeschlüpft. Hier sind keine Schlafplätze; aber die Leiterinnen denken ebensowenig wie die Tanten an Schlaf; die Verantwortung ruht schwer auf ihnen; unaufhörlich müssen sie an den verdunkelten Stationen in die Kälte hinaus und neue Kinder holen.

Hier sitzt eine frohe junge Tante, die eine Hand in einer schwarzen Binde. Auf der letzten Reise fuhr der Zug im Dunklen an, als sie noch auf dem Bahnsteig stand. Entschlossen sprang sie auf den nächsten Wagen und entdeckte zu ihrem Schrecken, dass er abgeschlossen und leer war. Da setzte sie sich aufs Trittbrett. Sie hatte bloss Hände; es brannte wie Feuer, wenn sie die eiserne Geländerstange berührte. Sie steckte den ganzen Arm hindurch, um sich auf diese Weise festzuhalten; die Hand steckte sie durch die Mantelöffnung an die Brust; die andere verschwand in der Tasche.

«Und da sass ich nun wie der reine Napoleon,» lacht sie. «Wir hatten gerade davon gesprochen, dass es Frauen erlaubt sein müsste, hin und wieder einmal schwach und hilflos zu sein. Aber ich wusste, dass viele Stunden vergehen würden, ehe wir hielten – und was nützte es da, schwach zu sein? – Ich war nur gespannt darauf, wie lange ich mich festhalten könnte. Es waren mehr als 20 Grad Kälte, und die grosse Geschwindigkeit blies mir eisigen Wind ins Gesicht.»

Und die andern erzählen, dass sie sie vermissten und fürchteten, dass sie auf der letzten Station nicht mitgekommen wäre. Aber der Schaffner war seiner Sache ganz sicher, und plötzlich erinnerte sich eine, ganz, ganz vorn am Zuge etwas Weisses, Flatterndes gesehen zu haben. Sie hatte es gesehen, als sie in die dunkle Nacht hinausblickte. – War es möglich? – Sie sahen ein-

ander erschrocken an und liessen sich den Schlüssel des Schaffners geben. Dann eilten sie von Wagen zu Wagen, bis sie an die richtige Treppe kamen; ein warnender Ruf, ehe sie vorsichtig die Tür ein wenig öffneten. Viele Hände ergriffen sie und zogen sie in Sicherheit. Es waren zwanzig Minuten vergangen, und ihr Gesicht war von weissem Reif bedeckt. Sie begannen sie mit Schnee zu reiben.

«Und ich war gespannt, ob ich jetzt eine schwache Frau sein und in Ohnmacht fallen würde,» lacht sie. «Aber ich tat es nicht.»

Die Hand hatte schwere Frostschäden bekommen, und es wird lange dauern, ehe sie sie wieder aus der Binde nehmen kann.

Jetzt wandern die Lotten mit dem Abendbrot durch den Zug. Zwei junge Mädchen gehen mit Schüsseln und Teelöffeln in einem mächtigen Wäschekorb voran, zwei andere folgen, einen riesigen Korb mit Butterbroten je an einem Henkel haltend. Die mütterliche Chefin hat dampfenden Tee für alle Mütter, und die jüngste Lotte kommt mit einem randvollen Eimer Milch für die Kinder und muss immer wieder neue holen. Die Tanten im Säuglingswagen haben alle Hände voll zu tun, um verdünnte Milch in Flaschen für die Allerkleinsten im «Nikolai» zu wärmen. Für ein bisschen Windelwäsche ist auch Zeit.

Wir jagen an Stationen, an haltenden Zügen vorbei. Sie warten; der Kinderzug geht vor.

Es ist Mitternacht. – Eine Mutter seufzt schwer und kann nicht schlafen. Vielleicht durchlebt sie abermals das Unglück der letzten Monate, das sie in die Verbannung trieb. – Hie und da hustet ein Kind. – Ach, dieser trübselige Husten, der seine eigene traurige Ursache hat. Morgen für Morgen haben sich die Kinder, sobald es hell wurde, im Walde verstecken müssen. Bei 20 bis 30 Grad Kälte sind sie durch den Schnee gestapft und haben versucht, sich warm zu halten, und erst wenn die Dämmerung kam, wagten sie ins Haus zurückzukehren, um die erste warme Mahlzeit des Tages zu erhalten.

Ein Knirps von vier Jahren weint laut vor Schmerz. Gleich ist

eine Tante im Abteil, um die Krankenschwester zu holen. Die ist gross und breit und kräftig wie ein Knecht und sieht aus, als könnte sie drei von uns auf einmal heben. Ihre Kleidung besteht aus einem bunten Anorak und einem Paar mächtiger Skihosen. Mit Riesenschritten trabt sie hinter der kleinen Tante her.

Der Knabe hat Frostwunden an beiden Beinen und muss gleich in Behandlung kommen. Einen Arzt haben wir nicht. Lokomotivführer und Schaffner sind die einzigen Männer im Zug; aber in diesem Lande sind Frauen grosse Verantwortung gewohnt, ihr Mut und ihre Tüchtigkeit kennen keine Grepzen.

Jetzt seufzt wieder eine Mutter. – Wer weiss, wann sie in ihr Vaterland zurückkehren kann; wer weiss, wie es ihrem Manne an der Front gehen mag. Eine hochschwangere Frau ist erbittert über die Sinnlosigkeit des Lebens. Warum mehr Kinder in die Welt setzen, wenn sie nicht in Frieden leben können? Die mannhafte Schwester sagt mit glühenden Augen, es sei Gottes Wille, dass neue Menschen kämen für die, welche erschlagen würden; aber die niedergeschlagene Frau schüttelt trübe den Kopf und kann es immer noch nicht verstehen.

Ach, die Tanten kennen diese Traurigkeit, die in den ersten Morgenstunden angekrochen kommt; und wenn der Zug hält, um neue Kinder aufzunehmen, eilen sie hinaus, um ihre Flaschen im Bahnhofrestaurant mit warmem Kaffee füllen zu lassen. Und dann lächeln die Mütter wieder. Es gibt doch noch Freundlichkeit in der Welt. Die Zunge löst sich über dem dampfenden Getränk, die Nacht wird zum Morgen.

Eine Lotte geht still durch die Wagen und nickt den Tanten zu. Jetzt ist die Reihe an ihnen, Kaffee im «Nikolai» zu bekommen.

Jede hat viele kleine menschliche Züge von den Erlebnissen der Nacht zu berichten. Nur die Lotten haben keine Zeit, es sich gemütlich zu machen. Schon sind sie mit dem Morgenkaffee für die Mütter auf dem Wege durch den Zug; an dem grossen Herd stehen drei in einer Reihe und rühren in den Riesentöpfen. Der

Zug schlingert, die Grütze schlingert; sie können die Töpfe nur halb füllen, aber sobald eine Portion fertig ist, wird sie in einen grossen Behälter geschüttet, der genug für uns alle enthält.

Ich erkenne mich selbst zu Lotte Nummer neun und ergreife einen Eimer mit Brei. Es ist schwierig, mit dem schweren Eimer über vereiste Plattformen von Wagen zu Wagen zu balancieren. Alle Türgriffe sind von Eis bedeckt. Es sind 23 Grad Kälte.

Die Kinder warten geduldig, bis sie an die Reihe kommen. Ein kleines achtjähriges Mädchen bemuttert zwei jüngere Brüder. Sie reicht mir deren zwei Schüsseln und wartet selbst, obwohl sie mit einem Blick gesehen hat, dass ich nicht genug für sie alle drei in meinem Eimer habe.

Mit einem kleinen Knicks nimmt sie die Schüsseln entgegen und antwortet laut und vernünftig auf alle finnischen Fragen der Tante. Ihr ältester Bruder spricht finnisch, aber der jüngere ist von klein auf in einem schwedisch-finnischen Kinderheim gewesen, so dass er kein Wort von dem versteht, was sie sagt.

«Wenn ich aber nach Schweden komme, kann ich ihn verstehen,» ruft sie mit einem grossen, zuversichtlichen Lächeln, als erwartete sie, dass in dem Augenblick, wenn sie über die Grenze fährt, ein Wunder geschehen würde.

Jetzt beginnt das Spiel rings um mich her. Einige gucken in Bilderbücher, andere schneiden Ankleidepuppen aus oder belustigen sich mit den vielen Spielen, die wir mitgenommen haben. Nicht einen Augenblick wird ihnen erlaubt, sich Grübeleien oder Furcht hinzugeben.

Da hört man draussen ein Geräusch, das an einen Luftalarm erinnern könnte. Es unterbricht einen Vierjährigen mitten in einem lauten, frohen Lachen. Das Köpfchen dreht sich blitzschnell nach rechts und links, als suche er eine Zufluchtsstätte, und plötzlich wirft er sich mit einem Sprung zwischen die Kinder auf dem Sitz gegenüber, und als er sich nicht hinter ihnen verstecken kann, wieder zurück und unter die Bank.

Jede seiner Bewegungen ist wie die eines gejagten Hasen, der sich auf allen Seiten umzingelt sieht und in seiner Angst hin und her stürzt. Nicht einen Laut gibt er von sich.

Das geschieht im Jahrhundert des Kindes – jeden Tag geschieht es, und die ganze Welt lässt es geschehen.

Aber weil wir selbst nur einen Gedanken im Kopfe haben, versuchen wir die Gedanken der Kinder abzulenken. Hier ist eine Schar, die abwechselnd eine Binde vor die Augen bekommt und dann versuchen soll, einem Kaninchen einen Schwanz aufzusetzen; dort ist ein Wettbewerb im Gange, wer das beste Haus zeichnen kann.

Und welche Häuser ! – Eines hat ein Flakgeschütz auf dem Dache, über einem andern schwebt ein Flugzeug, ein drittes ist voll von Granatlöchern. Nur ein einziger kleiner Junge hat sich ein Haus ohne Drohungen aus der Luft denken können; er hat den heimatlichen Bauernhof mit allem, was darauf zu finden ist, gezeichnet und ist sehr erpicht darauf, uns verstehen zu lassen, dass in Wirklichkeit vier Kühe auf dem Hofe sind, wenn er auch nur Platz für drei gehabt hat.

In einem Schlafwagen sitzt die zappelige kleine Enkelin des weltberühmten finnischen Generals Nenonen, die noch nicht drei Jahre alt ist. Ihre Mutter wollte ihren Posten im Kriegsministerium nicht verlassen, so dass es die Mutter des Generals ist, die ihr Enkelkind in die Verbannung begleitet.

Auch hier ergeben sich Sprachschwierigkeiten. Die Grossmutter spricht nur schwedisch, die Enkelin finnisch, und doch geht es gut. – Nichts in der Welt kann den kleinen Wildfang abschrecken, und unaufhörlich hat er neue, gefährliche Einfälle.

Da sind andere, auf die der Krieg einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat. Eine kleine Geschwisterschar war auf dem Lande in Sicherheit gebracht. Während sie draussen spielte, hörte sie feindliche Flieger sich nähern und auf die Stadt zusteuern, wo sie selbst wohnte.

Als die Mutter herauskam, fand sie sie im tiefen Schnee knien, in innigem Gebet zu Gott, dass er die Stadt verschonen möchte.

Ich komme zu einem grossen Knaben, der keine Grütze haben will, und weil ich glaube, dass alle finnischen Jungens darauf brennen, Soldaten zu werden, sage ich spassend: «Wenn du keine Grütze isst, kannst du auch nicht Soldat werden.» Er sieht mich betrübt an und antwortet müde: «Das macht auch nichts.»

Vielleicht ist es doch am schlimmsten für die grossen Kinder; sie sind so still, und sie lächeln so wenig. Sie denken nicht nur an sich, sondern ängstigen sich auch, wie es Vater und Mutter gehen möge.

Die Sonne strahlt von dem klaren Himmel herab, und wir halten im Versteck weit draussen auf dem Lande. Zum erstenmal werden die Kinder hinausgelassen. Fünfzehn Lotten erwarten uns auf zwei alten Gehöften mit dampfendem Mittagessen; dreimal wöchentlich stehen sie mit Essen für 400 Menschen bereit; aber Mütter mit Säuglingen brauchen sich nicht hinauszubemühen; ihnen wird das Essen von zwölf- bis dreizehnjährigen Junglotten, die sich ebenso eifrig abmühen wie die erwachsenen, in den Zug gebracht.

Sicher: hier wird viel Milch getrunken, und erst als der letzte ein volles Glas erhalten hat, erzählen die Lotten, dass die ganze Gegend buchstäblich ohne Milch lebt, um herzuschaffen, was sie für die Kinderzüge brauchen. – Selbst im Frieden wird nicht genug erzeugt; sie pflegen in andern Gegenden zu kaufen; jetzt können sie nichts bekommen – und jeder Hof ist mit evakuierten Karelern vollgepfropft – die Bevölkerungsziffer ist mehr als verdoppelt.

Ohne Zögern versprechen die Leiter, künftig ihre Milch selbst mitzubringen. Sie sind gewohnt, schnelle Entschlüsse zu treffen und sich auf eine neue Art einzurichten. Früher hielt der Zug an einer Station, wenn die Kinder ihr Mittagessen haben sollten. Aber die Gefahr war zu gross. Eines Tages wurde die Station bombardiert. Glücklicherweise hatte der Zug solche Verspätung, dass er rechtzeitig auf der Strecke angehalten werden konnte, und als er schliesslich mit den ausgehungerten Kindern vorfuhr, stand das Essen bereit. Die Lotten waren nicht von ihrer Arbeit gewichen; sie sassen in einem Keller und schälten Kartoffeln, als die

eine Wand einstürzte; aber nicht einmal das liess sie ihre Arbeit unterbrechen.

Die meisten Häuser in der Nähe der Station lagen in Ruinen; hie und da brannte das Feuer lustig; aber die Kinder bekamen ihr Essen und zogen schleunigst weiter. Ein neuer Schaffner kam, leichenblass und aufgerieben durch seine erschütternden Erlebnisse; er hatte nicht einmal Zeit gehabt, festzustellen, ob seine eigene Familie bei dem Bombardement umgekommen war; der Zug musste sofort weiter.

Und sogleich wurde der ganze Plan umgelegt. – Der nächste Zug hielt im Versteck auf dem Lande, und neue Lotten gingen an die Arbeit. Erst wenn es dunkel wird, fahren wir weiter. Der Gedanke, was geschehen würde, wenn russische Flieger uns entdeckten, ist zu furchtbar.

Wir dürfen die Kinder nicht in den Wald hinauslassen, wie man es mit den Fahrgästen anderer Züge macht. Vielleicht fänden wir sie nicht alle wieder. Manchen steckt eine wilde Angst vor den Fliegern im Blute, und sie würden tief in den Wald hinein stürzen und vor Kälte umkommen.

Nein, gibt es Alarm, so sollen sie alle unter die Sitze gestopft werden, dann ist Hoffnung, sie zu retten. In Schichten werden sie liegen; aber das ist der beste Ausweg, nicht viele Maschinengewehrkugeln gehen durch Dach und Sitze hindurch, dazu kommen sie zu schräge.

Es gibt russische Geschwadermaschinen, die, ganz bestimmte Ziele vor Augen, über Finnland ziehen – Städte und Bahnhöfe und Brücken planmässig bombardieren. Andere gibt es, deren einzige Aufgabe zu sein scheint, die Zivilbevölkerung zu terrorisieren, wo sich Gelegenheit bietet.

Wir erörtern dies sachlich und ruhig; aber in meinem Gehirn ist etwas, das es nicht glauben kann. Ist es wirklich wahr, dass diese Kinder, die nicht anders als meine eigenen Kinder sind, die Opfer einer solchen Grausamkeit werden können? – Und doch haben wir keinen Grund, daran zu zweifeln.

Anfangs erfolgten die Kindertransporte per Schiff; aber das

musste aufgegeben werden; die Lebensgefahr für die Kinder war zu offensichtlich. Ein Schiff wurde beschossen und sein Konvoi von einem russischen Unterseeboot versenkt. Eine geringe Anzahl wird immer noch täglich mit dem Flugzeug nach Schweden geschickt, aber die Hauptmasse reist mit der Bahn. – Nein, wir haben keinen Grund zu zweifeln; deshalb gehen diese Kindertransporte mit grosser Heimlichkeit vor sich.

Weiter rollen wir nach Norden; wir lernen die Kinder jetzt kennen, sowohl die sanftmütigen und betrübten, wie die wilden und lärmenden, die einander allmählich gefunden haben und Spektakel machen.

Sie haben eine Grossmutter unterwegs erhalten, eine alte, weisshaarige Frau, die Reinmachefrau der Bahn im Zuge. Sie hat drei verheiratete Kinder in Amerika und eines in Deutschland, und alle schreiben ihr, dass sie das Land verlassen und zu ihnen kommen solle.

«Keine zehn wilden Pferde würden mich von hier wegstreichen», sagt sie und wirft stolz den Kopf zurück, dass der Kopftuchzipfel wackelt. Sie geht umher und teilt Wasser aus. «Letztes Mal wären die Kinder fast verdurstet; aber wir leben doch im Land der tausend Seen, das fehlte noch. – Diesmal hab ich einen ganzen Milcheimer gefüllt.»

Ihre von der Arbeit gekrümmte alte Gestalt scheint nie zu ermüden; ihre Laune ist nicht zu verderben, bis wir an einer Station halten und die traurigen Reste eines bombardierten Eisenbahnwagens betrachten.

Sie ist plötzlich ganz untröstlich. – «So, jetzt haben sie 88 erwischt. – In dem hab ich zwanzig Jahre lang gearbeitet, und nun sehen Sie nur, was davon übrig ist. Der wird nie zum Schlafwagen mehr. Das ist schändlich – schändlich!»

Am Abend gehen unsere Lotten mit Apfelsuppe, Milch und Butterbrot durch die Wagen, und die ganze Nacht strömen neue Kinder herein. Frau Pipping hat alle Hände voll mit ihren Listen zu tun. Oft haben die wartenden Kinder die Station nicht erreichen können, weil Bombardemente stattgefunden haben. Oft stehen andere da und warten, für die wir weder Papiere noch Pässe

haben; die flehen, mitgenommen zu werden; sie haben ihr Gesuch ja ans Hauptbureau geschickt und geglaubt, das genüge.

Es gibt Fälle, in denen es nicht möglich ist, sie zurückzulassen; aber Finnland führt sehr genau Buch über jedes einzelne Kind, das aus dem Lande geschickt wird. Eines schönen Tages wird es sie alle ohne Ausnahme zurückfordern, und selbst wenn beide Eltern tot sind, wird eine Adoption in der Fremde nicht zugelassen werden. «Wir brauchen unsere Kinder,» ist der ständige Kehrreim.

Vielleicht ist es nicht gut, dass die Grenze so entschieden bei 12 Jahren gesetzt ist. – Ich habe Mädchen in dem überempfindsamen Alter von 14 bis 15 getroffen, die über die Bombardemente mehr erschüttert als ihre jüngeren Schwestern waren, die sie mit der grössten Ruhe hinnahmen, und doch können sie das Land nur verlassen, wenn ihre Eltern es privat anordnen.

Als der Morgen graut, herrscht eine fieberhafte Stimmung. Bald sind wir in Schweden. Die Landschaft gleitet in endloser Monotonie vorbei. Tannen und Schnee, Tannen und Schnee. Hier sind nicht die schönen Farben Dänemarks und nicht die hohen Berge Norwegens, nur flaches Land, so mager, dass die Tannen auf weiten Strecken nur niedrige, verkrüppelte Bäume geworden sind.

«Ach, ist das nicht schön!»

Eine Mutter steht hinter mir, Tränen in den Augen.

«Verstehen Sie, dass wir unser Land lieben, so dass wir nicht einen Zollbreit abgeben können? – Verstehen Sie, wie hart es ist, dies Land zu verlassen, wenn es in Not ist?»

Ich nicke beschämt.

Wir erreichen die Grenzstation; ein Zollbeamter geht durch die Wagen, fragt nach Wertgegenständen. Er kommt, wie eine Mahnung, dass es jetzt unwiderruflich vorbei und zu spät zum Bereuen sei.

Die 300 Kinder, die ohne Vater und Mutter fortreisen, dürfen nicht trauern. Die Tanten halten sie ununterbrochen in Atem.

«Und nun passt auf, hier mitten auf dem Eise fängt Schweden an.»

Die Kleinen machen Stielaugen. Ein kleines Mädchen sieht sich triumphierend um: «Hier dürfen sie doch nicht bombardieren.»

Da geht die Abteiltür auf, und eine junge Bauernfrau kommt weinend zu uns herein, um eine grosse Sünde zu bekennen. Sie öffnet ihre Tasche und zeigt uns eine schöne silberne Zuckerrange, ein köstliches Geschenk, wohl das einzige Stück wirkliches Silber, das sie je besessen hat.

Als die Flieger kamen, ergriff sie die Zuckerrange und stürzte in den Wald hinaus. Sie warfen ein paar Brandbomben auf ihr bescheidenes Häuschen, dass es in Flammen aufging. Alles, was sie in dieser Welt besitzt, ist die Zuckerrange.

Als sie aber vorhin gefragt wurde, ob sie Wertgegenstände bei sich hätte, hat sie nein geantwortet; jetzt bereut sie diese elende Verlogenheit, und Tränen strömen über ihre Wangen herab. – Lasst sie nur auch die Zuckerrange nehmen; sie will ihr Land nicht mit einer Lüge verlassen.

Nun sind wir in Schweden.

Auf der Rückreise sollen wir wie die Prinzessinnen leben; aber die Nachricht, dass Norwegen und Schweden bewaffneten Truppen den Durchgang durch ihre Länder verweigert haben, dämpft die Stimmung.

Die Unterhaltung stockt, als wir vom Bahnhof in Torneo übers Eis nach der verdunkelten Stadt gehen. Jeder geht in seinen eigenen trüben Gedanken. Aber wir müssen etwas zu essen haben, ehe wir uns schlafen legen.

Drüben auf der Seite von Haparanda strahlen und blinken Tausende von Lichtern; aber bei uns ist es noch schöner. Das Nordlicht flackert und knistert und flammt; es jagt ununterbrochen über den Himmel, es zittert und schwankt in ewiger Unruhe. Als wir uns zum Zuge zurückbegeben, hängt es in breiten, wogenden, goldenen Bändern über unsem Köpfen.

Dann ziehen wir zusammen in den Schlafwagen der Säuglin-

ge und schlafen wie die Steine nach achtundvierzig Stunden angespannten Wachens.

Am Morgen bringen uns die unermüdlichen Lotten Tee ans Bett; da sind wir schon mit den leeren Wagen auf dem Rückweg durch Finnland.

26 Tanten und 8 Lotten nehmen nicht viel Platz weg in unserm langen Sonderzug. Erstaunt starren die Leute uns nach, wenn wir an Stationen mit überfüllten Eisenbahnwagen vorbeijagen; aber wir haben Eile, denn es sind noch viele Kinder aus dem Lande zu schaffen.

Durch Finnland hinab poltert unser Zug. Es ist Mittagszeit; wir wählen einen gemütlichen Tagwagen, in dem die Lotten uns warmes Mittagessen vorsetzen. Jetzt ist es uns einerlei, ob es Tag oder Nacht, Sonnenschein oder Schnee ist, während wir fahren. Wir halten nicht, wir haben Eile, wir müssen mehr Kinder holen.

Glaubt aber nicht, dass Finnland dann ohne Kinder sein würde.

Viele Jahre lang haben die Kinderklubs der Mannerheim-Liga Kinder zwischen 12 und 17 Jahren die Freude an Garten- und Landwirtschaftsarbeit gelehrt. Jetzt sollten die Klubs erweitert werden, so dass sie 150,000 Kinder umfassten; Knaben und Mädchen bis zu neun Jahren hinunter konnten mitmachen. Während die Väter an den Fronten kämpften, sollten die Kinder den Boden bebauen, nicht nur, um Finnland eine grössere Ernte zu verschaffen, sondern in ebenso hohem Masse, um die Kinder mit gesunder körperlicher Arbeit zu beschäftigen, solange alle Schulen geschlossen waren; sie sollten fühlen, dass auch sie mit dabei waren, als es galt, in der Stunde der Not für ihr Land zu arbeiten.

Ich sprach mit einer Finnin, die mit ihrem Mann aus Kanada gekommen war. Sie hatten den grössten Teil ihrer Habe verkauft, erschienen aber doch mit einer ganz kleinen Ladung Umzugsgut in ihrem vom Krieg verheerten Vaterland. Sie kamen, um zu helfen. Er hatte sich in das freiwillige finnisch-kanadische Heer eintragen lassen, und sie war Lotte. Sie hoffte, an die Front zu kommen.

So nehmen die Gesunden und Starken die Plätze ein, die leer werden nach den Schwachen und Alten und den kleinen Kindern.

Es war nicht die Rede davon, Finnland leer zu machen, sondern nur davon, es zu stärken.

DIE FREIWILLIGEN

Eine kleine, ungeduldige Schlange von Männern steht, den Hut in der Hand, da und wartet; lange wartet sie, denn das Läuten eines Telephons unterbricht immer wieder die Sekretärin bei den Listen. – Jetzt greift sie wieder zur Feder.

«Name?»

«Petersen, Sörensen, Hansen, Jensen.»

«Stellung?»

«Arbeiter, Arbeiter, Chauffeur, Arbeiter.»

Hie und da in der Reihe ein Mann in feinerer Kleidung, die von der der andern absticht, und dann wieder Hansen und Petersen und Sörensen, Arbeiter, Knecht und Kutscher.

Männer aus allen Schichten meldeten sich zur Verteidigung des überfallenen Finnland, unter ihnen Tausende von Arbeitern aus dem ganzen Norden.

Eine Gruppe Dänen rollt jeden Abend mit dem Zuge nach Stockholm; man kennt sie jetzt auf der Eisenbahn und der Fähre, diese zwanzig Mann, die nach Finnland wollen, um zu kämpfen. Eine grosse Menge Schweden schliesst sich ihnen am nächsten Abend in Stockholm an; Mütter nehmen auf dem Bahnhof einen letzten ergreifenden Abschied von jungen Söhnen, die in den Krieg ziehen.

Nie hätte ich geglaubt, dass ich dies erleben sollte, dass Mütter im Norden, der Herdstätte des Friedens, ihre Söhne in den Kampf schickten. – So ist es also wahr, dass tief in jedem Volke etwas ist, das teurer ist als das Leben selbst.

Aus Norwegen kommen einmal wöchentlich Freiwillige, um in den Reihen der Schweden zu kämpfen; erst gegen Ende des Krieges erhielten die Norweger ihre eigenen Unterbefehlshaber; aber die Dänen bilden eine Kompagnie für sich, und alle darin sind Dänen, vom Chef, Oberst Tretow-Loof, bis zu Unteroffizieren und Gemeinen.

Kaum dass sie den Fuss auf finnischen Boden setzen, so machen sie auch schon die Bekanntschaft der Lotten. Es sind Lotten, die ihnen ihre erste Mahlzeit reichen, und Lotten, die die Kantine in ihrer Kaserne verwalten. Die zwanzig Dänen bleiben nur eine Nacht in Torneo; in einer gemütlichen kleinen Baracke erwarten die Lotten sie mit warmem Mittagessen, und am nächsten Morgen erhalten sie Grütze und Kaffee, ehe sie mit dem Zug weiter nach Süden fahren.

Norweger und Schweden sind in einem grossen Schulgebäude einquartiert, das eine Gedächtnistafel für im Befreiungskriege gefallene Schüler trägt. Auf dem Dache halten Turmlotten die Wacht. Im Offizierskasino servieren sie. In der Küche helfen sie. In einem der grössten Klassenzimmer haben sie die Kantine. Hin und wieder leert sich die Kaserne von Freiwilligen, die weiter nach dem endgültigen Übungslager geschickt werden, von wo es an die Front geht; aber bald ist sie wieder ebenso voll.

Als die ersten Schweden kamen, brachten sie keine Feldküche mit. Es waren die Lotten, die für ihr Essen sorgten. – Gern wären Schwedens eigene Lotten mit ihnen nach Finnland gezogen, aber es wurde beschlossen, dass die Lotten eines jeden Landes im eigenen Lande arbeiten sollten. Waren die Aufgaben auch noch so gross, so wünschten die finnischen Lotten doch, zu zeigen, dass sie sie allein zu bewältigen vermochten, und namentlich wollten sie für diese Freunde arbeiten, die so viel für Finnland opferten.

Eine Lottenführerin in Torneo erzählte mir von einem dänischen Flieger, der sich auf der Durchreise in der schwedischen Kaserne aufgehalten hatte. – Er bat so flehentlich um Erlaubnis, abends mit einer Lotte ausgehen zu dürfen – nur für einige Stunden – nur um noch einmal mit einem jungen Mädchen zu plau-

dern – vielleicht wäre es das letztmal in seinem Leben.

«Und wir lachten nur,» sagte sie, «denn Lotten gehen ja nie mit Offizieren oder Gemeinen aus; wir haben ja keine Zeit.» In ihren Augen stehen Tränen. «Und nun ist er abgeschossen,» sagt sie still. «Es ist ein Jammer.»

Wenn die Freiwilligen an die Front kommen, müssen sie selbst abkochen; die Lotten dürfen ja nicht mit in die Feuerlinie. Aber sie lehren sie, wie man es machen soll, und so tüchtige Lehrmeisterinnen sind sie, dass sie sich bald ganz von den Feldküchen in den Kasernen zurückziehen und die Arbeit den Soldaten überlassen können.

Mit den dänischen Freiwilligen kam eine Dänin, die in der Kantine arbeitete und Erlaubnis zum Tragen der grauen Uniform Lotta-Svaerds erhielt, obwohl sie nicht offiziell im Verein aufgenommen war. Sie hiess unter den Soldaten nie anders als «die dänische Lotte».

Nicht nur kochen lernen die Freiwilligen von den finnischen Frauen. Jeden Abend erhalten sie Unterricht im Finnischen – sie müssen alle Kommandos, alle militärischen Ausdrücke in der schweren Sprache können. – Eine bunte Versammlung von Männern jeden Alters versammelt sich nach den Übungen des Tages in den Schulzimmern der Kaserne, und die Lehrerin ist oft die Jüngste in der Klasse; oft trägt sie Lottenuniform; ihre Kenntnis von Kommandorufen könnte nicht grösser sein, wenn sie selbst ihre Wehrpflicht abgedient hätte.

In den letzten Tagen des Krieges kam ich nach Torneo. An der Nordfront ging es um Leben und Tod, und die schwedischen und norwegischen Freiwilligen hatten ihre ersten Aufgaben mit Ehre gelöst. – Jetzt wurden neue Streitkräfte an die Front geschickt, das Übungslager wurde fast geräumt von Soldaten, es gab Platz für die Leute aus Torneo.

Bei den Zurückgebliebenen konnte keine rechte Stimmung aufkommen; sie sassen da und dachten an die Glücklichen, die jetzt in den Kampf zogen. – Dazu waren sie ja nach Finnland gekommen. Alles hatten sie verlassen um des Einen willen, und in

ihrer grossen Begeisterung hatten sie ganz vergessen, daran zu denken, dass man nicht ohne Übung an die Front ziehen kann. Mit den langen Monaten in der Kaserne hatten sie nicht gerechnet. Ihre Ungeduld war grenzenlos.

Ach, wie ich diese Stimmung aus den vielen Freiwilligen-Lagern, die ich besucht hatte, kannte! Und jeden Tag strömen neue Männer ins Land herein und erleben dieselbe Enttäuschung. Sie wollen sofort hinaus, aber das geht nicht.

Und doch nützen sie. Sie stellen Wachtposten auf Eisenbahnstationen, an Brücken und allen wichtigen Gebäuden und Depots; sie machen finnische Soldaten für die Frontarbeit frei.

Aber sie wollen kämpfen.

Und da sassen sie nun stattdessen hier und sahen eine Theatervorstellung, und in den Nebenräumen warteten die Lotten mit gratis Kaffee auf sie. Hunderte von Tassen standen bereit; aber nur knapp zwanzig Mann kamen hereingeschlichen.

Früher war abends im Stadthotel fast kein Tisch aufzutreiben gewesen. Es war, als geriete man in ein Offizierskasino. Schwedisch, Finnisch, Norwegisch und Dänisch schwirrte durch die Luft. Junge Offiziere sprangen auf und standen stramm, wenn eine berühmte finnische Militärautorität eintrat. – Aber jetzt gibt es Tische genug.

In einem Seitenraum werden flammende Reden auf Deutsch gehalten. Ich höre das Scharren vieler Stühle, die zurückgeschoben werden; taktfeste Rufe schallen durch den Saal; sie trinken auf gute Kriegskameradschaft. Schwere Skistiefel trampeln über den Fussboden; Männer in dunkelblauen Skianzügen scharen sich ums Klavier, um ihrer Begeisterung durch Gesang Ausdruck zu verleihen; es sind Ungarn; zu Hunderten sind sie heute über die Grenze gekommen; heute Nacht reisen sie weiter.

Ich reise nordwärts. Der Bahnsteig ist voll von schwedischen und norwegischen Freiwilligen mit ihren Hundegespannen. Sie fahren die Hunde wie auf Spitzbergen; aber statt der Stränge haben sie Deichseln aus Bambus.

In langen Reihen liegen die Hunde und warten im Schnee mit ihren Schlitten und Pulken, grosse, kräftige Tiere, die in den Krieg sollen. – Einige sträuben sich und wollen nicht in den Gepäckwagen. Grosse, starke Männer heben sie mit Gewalt vom Schnee auf und lassen sie im Dunkel des Wagens verschwinden. Mit einem Sprung folgen sie selbst nach und rollen die schwere Türe zu. Sie sind nach dem Frontabschnitt im Norden unterwegs, den die schwedischen Freiwilligen ganz übernommen haben.

Viele Stunden später steigen sie in der Hauptstadt Lapplands aus, und dann geht es mit den von der Bahnfahrt müden Hunden, die sich Bewegung machen müssen, im Galopp durch die Strasse.

In einer Kaserne warten die Lotten mit dem Mittagessen auf sie, und sie haben auch Futter für alle Hunde. Die Stadt ist in Trümmer geschossen, ein grosser Teil der Bevölkerung geflüchtet; aber immer sind Lotten da.

Sollten sie sich fürchten, diese Töchter stolzer Mütter, die vor dem Befreiungskriege so kühn am Hinüberschmuggeln finnischer Jäger über die Grenze hier im hohen Norden teilnahmen? – Nach Deutschland sollten sie, um unter tüchtigen Offizieren gegen Russland zu kämpfen und die schwere Kriegskunst von Grund auf zu lernen. Und die Frauen versteckten sie in ihren Heimen in den Städten und auf dem Lande, wenn sie angereist kamen, oft als Zimmerleute verkleidet, die durch das Land zogen, um Waldarbeit zu suchen. Manchmal beherbergte der Hof sowohl Verfolgte, wie ihre Verfolger, und nur die Geistesgegenwart der Frauen rettete die jungen Männer davor, von den russischen Gendarmen gefasst zu werden.

Ohne einen Gedanken an ihre eigene Sicherheit gewährten sie diesen Männern Unterschlupf, die so bald zurückkehren und für die Befreiung des Landes kämpfen sollten. Unerschrocken stellten sie ihren Mann im Verhör, nicht einmal die Drohung des Erschiessens vermochte sie zu erschüttern oder einzuschüchtern.

Auf einem grossen Gehöft in der Einöde hielt die Hausfrau

die Gendarmen mit Geschwätz hin, während ihre acht Töchter mit den Jägern in den Wald eilten; und als sie ihnen den rechten Weg zur Grenze gezeigt hatten, führten sie die Verfolger mit ihren eigenen Skispuren irre.

Als der Befreiungskrieg kam, waren es diese selben Frauen, die die schwedischen Freiwilligen und die skandinavischen Ambulanzen mit Essen und Unterkunft versorgten, als sie über die Grenze kamen.

Ist es da ein Wunder, dass die Töchter ihren Mut geerbt haben, und dass die Freiwilligen sie bereitfinden, so nahe sie auch der Front und der Gefahr kommen?

VETERANEN

Ein Zug voll Menschen von der gleichen Art wie du und ich, ein Zug, der ebensogut nach Stockholm oder Oslo oder Kopenhagen fahren könnte. Ich bin es gewohnt, solche Gesichter zu sehen. Ich bin es gewohnt, auf solche Rede zu lauschen. Ich kenne diese Art von Kleidung.

Aber da ertönt der Alarm, und aus Taschen, aus Handtaschen, aus Handkoffern, aus den Gepäcknetzen herunter kommen die Schneemäntel. Im Nu sind alle meine Mitreisenden in weisse Gespenster in langen, flatternden Gewändern verwandelt. Sie steigen aus und verschwinden zwischen den Bäumen, als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt, dass moderne Menschen in einem modernen Staate bei zwanzig Grad Kälte in den Schnee hinausgejagt werden müssen, um nicht erschlagen zu werden.

Bis zum letzten Tage empfand ich es als einen empörenden Hohn auf die ganze Menschheit, dieses rücksichtslose, barbarische, zufällige Morden.

Wir hören die Flieger sich nähern und pressen uns eng an die Bäume. Ich sehe mich nach meinen Mitreisenden um. Eine trotzig Ruhe scheint sie zu beherrschen; sollen sie sterben, dann nicht in Angst und Furcht.

Aber die Flieger ziehen über uns vorbei, um ihren Fluch anderswo auszustreuen.

Zwei Stunden später sind wir wieder ganz gewöhnliche Menschen in einem Zuge auf dem Wege nach einer Hauptstadt.

Aus einer Nähstube ertönt das schwache Summen von Nähmaschinen. Aus Hunderten von Nähstuben ertönt es. Die ganze Hauptstadt näht. Dienstmädchen, deren Herrschaft geflüchtet ist, Lehrerinnen, deren Schüler geflohen sind, Hausfrauen, deren Kinder in Sicherheit gebracht sind, Arbeiterinnen, deren Fabriken stillliegen: sie nähen, nähen, nähen; die Schneemäntel häufen sich, aber es werden nie genug.

In einer solchen Nähstube war es. Ein weisser Kopf war über die Nähmaschine gebeugt. Die Hand führte den Stoff so sicher, als hätte sie nie etwas anderes getan, als zu nähen. Ihre graue Lottenuniform unterschied sich nicht von den Uniformen der andern; aber ihr Gesicht zog gleich meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war ein von den Prüfungen des Lebens geläutertes Gesicht, die milden Züge einer klugen und feinen älteren Frau.

Sie war die Witwe eines Professors, Archivarin. Sie hatte den ganzen Norden bereist, um die Archive zu durchforschen. Und nun sass sie hier und nähte von morgens bis abends.

«Ist das nicht ein schwerer Übergang?» fragte ich.

Da sah sie mich mit ihrem milden Lächeln an, das ihr über so vieles hinweggeholfen hatte.

«Es ist ja nicht mein erster Krieg – ich bin Veteranin.»

Ihre Augen sprühten vor Leben.

«Letztesmal war ich Waffenschmugglerin. – Unter einem alten Pelzmantel schaffte ich Gewehre und Pistolen durch die Reihen der Rotarmisten. Oft hatte ich viele Paare Unterzeug an – für unsere Soldaten. Wären wir gefangen worden, so hätte es den Tod oder Schlimmeres bedeutet. – Meine Schwägerin erwischten sie. Sie starb am Tage nach der Befreiung in einem Krankenhaus. – »

Sie blickt ein Weilchen träumend vor sich hin.

«Meine Mutter war eine der mutigsten Frauen, die Finnland besessen hat. Sie erhielt sowohl die Weisse Rose wie viele andere Auszeichnungen – hierzulande können Frauen ja dieselben Orden wie die Männer erhalten. Und sie verdiente sie. – Wenige haben ihrem Lande so gut gedient.»

Wieder wird sie von der Erinnerung überwältigt.

«Es kam eine Zeit, da es fast unmöglich war, Soldaten von Helsingfors zum weissen Heer zu schaffen. Wer versuchte, sich übers Eis um die Linien der Roten herumszuschleichen, wurde fast immer gefangen; da hatte meine Mutter einen guten Einfall. Sie verkleidete sich als alte Bauernfrau, die aufs Land heim sollte, und dann schlüpfte sie geradeswegs durch die Linien der Roten hindurch, gestützt von zwei oder drei jungen Söhnen, die ungewöhnlich besorgt waren um ihre alte Mutter.

An einer Stelle standen Skier für sie bereit, und weiter zogen sie, um sich dem Heere anzuschliessen; dann ging meine Mutter allein nach der Stadt zurück, um am nächsten Abend an einer andern Stelle mit neuen Söhnen durch die Linien der Roten zu gehen.»

Überall, wohin ich in Finnland komme, treffe ich Veteranen, die den Befreiungskrieg mitgemacht haben. Das Heer der Lotten ist nicht nur ein Heer von lebensfrischen jungen Mädchen; es ist auch ein Heer von reifen und älteren Frauen, die zum zweitenmal für ihr Land kämpfen.

Oft habe ich ein von Kraft und Charakter geprägtes Antlitz betrachtet, und wenn ich fragte: «Waren Sie das letzte Mal mit dabei?» wurde aus Erinnerungen geschöpft, die mir fast den Atem benahmen.

Diese erprobten Veteranen sind es, die der Jugend Mut und Vertrauen einflössen, sie haben ihre teuer erkauften Erfahrungen, und keine noch so schwierige Situation findet sie ratlos.

Als die Zarenregierung 1899 ihr berüchtigtes Manifest schickte, das Finnland so vieler seiner Freiheitsrechte beraubte, gab es viele Frauen, die die Verbannung nach Sibirien riskierten,

indem sie von Tür zu Tür gingen und Unterschriften für einen Massenprotest sammelten.

Und sie liessen es nicht bei einem vereinzeltten Schlag in die Luft. Es gehörte mehr dazu – viel mehr.

In Tausenden von Heimen hatten sie politische Unwissenheit vorgefunden, die sie erschreckte. Eine Volksaufklärung musste vorausgehen, eine Erweckung des ganzen Landes, eine Erhöhung seiner Lebensweise und Kultur. Und die Frauen gründeten ihren ersten Verein «Bildung im Heim», doch kaum ins Leben gerufen, auch schon von den Russen verboten. Bald jedoch bildeten sie einen neuen unter dem Namen «Martha-Bund», und so viel die russische Polizei auch dessen Statuten durchforschte, war doch nichts gegen diesen ausgesprochenen Hausfrauenverein einzuwenden, der seine praktischen Ziele in den Vordergrund schob.

Er hielt Versammlungen ab für Männer und Frauen im ganzen Lande. Politische Aufklärung war die Hauptsache; gleichzeitig aber leistete er eine intensive Arbeit, um die Heime kulturell, wirtschaftlich und sittlich zu heben. Und eben, weil die Frauen überall frei ein- und ausgehen konnten, erhielt er seine grosse Bedeutung.

Schon begannen die Russen ihren Druck auf die Beamten des Landes auszuüben; sie konnten wirtschaftlich getroffen, aus ihrem Beruf ausgestossen werden; deshalb war es so wichtig, dass ihre Frauen begriffen, welchen Zielen der Kampf galt, dass sie ihnen zur Seite standen, bereit, selbst die grössten Opfer zu bringen.

Es war wahrlich kein Zufall, dass die finnischen Frauen als erste in der ganzen Welt das Stimmrecht erhielten; in reichem Masse hatten sie es verdient. 1906 wurde das Schicksal gleicher Massen in die Hände von Männern und Frauen gelegt, und die Frauen wanderten sicher und unverdrossen die eingeschlagenen Wege weiter.

Es kam das gärende Jahr 1917, die stille Vorbereitung auf die Freiheitskämpfe. Finnische Jäger gingen heimlich nach Deutschland zur militärischen Ausbildung, finnische Frauen beherbergten sie unterwegs und halfen ihnen weiter.

Sie taten Kurierdienste über die Grenze, schmuggelten Schriften, Waffen, Munition, kamen heimlich zu Samariterkursen zusammen. Die ganze Verpflegung des verbotenen Heeres ruhte auf ihren Schultern. Ihre Klugheit, List und Erfindungsgabe dokumentierten sich in unzähligen Episoden, die aus der Freiheitsgeschichte Finnlands nicht wegzudenken sind.

Welch wundersame Kraft besaßen sie doch, welchen Opferwillen!

Als das Heer seine langen Märsche antrat, gingen Marketenderinnen mit. Jede Kompanie hatte ihre treuen Mütter, die Gutes und Schlimmes mit den Soldaten teilten. Oft gab es einen Schlitten oder einen Karren für sie; aber den überliessen sie jungen Schülern, deren Füße von der langen Wanderung blutig waren, und es kam nicht selten vor, dass jede von ihnen zwei Gewehre trug, wenn die Männer umzusinken drohten.

Man erzählt von einem nächtlichen Marsch von 75 Kilometern auf der karelischen Landenge. Der dauerte von 7 Uhr abends bis 5 Uhr morgens, und nach einstündiger Ruhe begannen die Frauen Tee und Butterbrot zu bereiten. Und man erzählt, dass bei der Einnahme von Tammerfors die Marketenderinnen, die auf Schlitten folgen sollten, irrtümlich zu weit und an den Weissen vorbei bis ins Feuer der Feinde hinein fuhren; über Tote und Verwundete rollte ihr hoher Karren; die Kugeln piffen ihnen um die Ohren; aber zuletzt fanden sie die Ihren.

Anfangs besaßen sie keine richtigen Feldküchen; und oft kam es vor, dass das Heer gerade, wenn das Mittagessen aufs Feuer gestellt war, vorrücken musste. – In aller Eile schütteten sie die Speisen in ein grosses Fass und zogen weiter; und wenn die Soldaten dann wieder Halt machten, galt es, das hartgefrorene Mittagessen loszuhauen und fertig zu kochen.

Auf verlassenem Gehöften ganz vorn in der Feuerlinie liessen sie sich nieder, und dann gingen sie auf die Jagd nach Töpfen und Brennholz; fanden sie nichts zum Heizen, so rissen sie, wenn nötig, einen Wirtschaftsschuppen nieder.

Nicht selten war ausgehungertes Vieh in den Ställen zurückgelassen worden; das wurde gefüttert und getränkt und gab dem Heere dann willkommene Milch.

Es kam vor, dass die Soldaten tagelang ohne Schlaf oder Nahrung in den Schützengräben blieben; dann hüllten sich diese Frauen in grosse Laken und krochen mit warmem Tee und Butterbrotten auf allen Vieren durch den Schnee zu ihnen hin, während die Kugeln um sie pfiffen.

Und es kam vor, dass die roten Russen ihr Feuer auf den Hof richteten, wo die Frauen sich aufhielten. Aber die Brote im Ofen mussten erst fertig sein, ehe sie flüchten konnten. Und sie *wurden* fertig. Alles, was die Roten bekamen, war der herrliche Backduft.

Oft haben sie mitten in der grossen Wäsche aufbrechen müssen, – die nasse Wäsche wurde schleunigst zusammengerafft und mitgenommen. Es kam vor, dass sie auch bei der nächsten Rast nicht trocken wurde, ja, so schnell rückten sie in jenen Tagen vor, dass die Wäsche, mit der sie in Tammerfors begannen, erst in Viborg fertig wurde.

Noch unerschrockener dienten viele Finninnen der Sache der Freiheit hinter den gegnerischen Linien. Sie sassens als Telephonistinnen an wichtigen Punkten und belauschten die Militärgespräche. Wenn telephonischer Befehl kam, einen Finnen zu verhaften, warnten sie ihn im letzten Augenblick; sie hörten, wenn Truppen verlegt und Panzerzüge auf die Strecke gesandt werden sollten.

Im Geheimen nähten sie für das Schutzkorps; im Geheimen kochten sie in einer grossen Haushaltungsschule am Hafen des roten Viborg und schickten das Essen übers Eis zu den vorrückenden Truppen. Ständig drohte ihnen der Tod; aber das schreckte sie nicht.

Zwei junge Mädchen wurden von einer Brücke in einen Fluss gestürzt und fanden den Tod, weil sie an einem geheimen Samariterkurs teilgenommen hatten; andere Frauen wurden als Geiseln festgehalten, weil es ihren Männern geglückt war, zu den Weissen zu entkommen. Im Gefängnis hörten sie Abend für Abend, wie Gefangene auf den Hof geführt und erschossen wur-

den, Gefangene, die oft ihre nächsten Angehörigen waren; und doch liessen sie sich nicht unterkriegen.

Ein dreizehn jähriges Schulmädchen fuhr ganz offen mit dem Rennwolf an den roten Wachtposten vorbei, um den Weissen mitzuteilen, dass die Artillerie in eine neue Stellung geschafft werden sollte. Ein altes Dienstmädchen ging in aller Unschuld mit einem Milcheimer in der Hand den Weg entlang – ging und ging und ging mit seinem halben Liter Milch an drei Wachtposten vorbei, um Botschaft von einem traurigen Ereignis zu bringen: Eine alte Apotheke, die lange als Posthaus für geheime Briefe von weissen Soldaten an ihre Frauen auf der roten Seite gedient hatte, war beschlagnahmt worden; der heimliche Verkehr der Frauen mit diesen Briefen musste also aufhören – bis sie einen Ausweg fanden. – Eine Lehrerin unterrichtete unaufhörlich die Weissen über die Stellen und die Stärke der Roten. Andere fochten einen gewaltigen Kampf aus, um den eingesperrten Weissen Nahrungsmittel und Bettzeug zu bringen.

ARBEITSBIENEN

Ihr habt euch im Hintergrund verborgen, ihr, die mein Blick einfangen sollte. – Nicht auf die Jagd ging ich nach Einzelnen, Helden, die sich in ihrem wohlverdienten Ruhme sonnten; es war die aufopfernde Armee der aufgesprungenen, roten Hände, die ich ans Licht bringen wollte.

Noch einige Wenige halten sich in einer alten, finsternen Kaserne in Helsingfors auf, etwa zwanzig, aber mehr sind nicht nötig, um für 800 Reservisten zu kochen – und dazu Mittagessen für eine Truppe von 1'000 Mann ausserhalb der Stadt.

Früher wurden die jungen Truppen gespeist, 1'500 Mann. Aber die sind jetzt an der Front, und 42jährige haben ihre Plätze eingenommen.

Die veralteten Gebäude sind zu einer Zeit errichtet worden, als man auf genügend Sonnenlicht noch nicht achtete. Harte steinerne Treppen, harte steinerne Fussböden, enge Gänge und unter der Erde der Keller, wo die Lotten einquartiert sind.

In dem grossen, dunklen, unheimlichen Raum lassen sie die Feldküchen unter Hochdruck arbeiten, so dass sich der Dampf auf Fussböden und Wände legt. In gewaltigen Behältern kochen sie das Mittagessen für die Tausende, die irgendwo auf dem Lande einquartiert sind. Lastautos sausen damit aus Helsingfors hinaus und kehren abends mit den leeren Behältern zurück.

Eine endlose Reihe von 42jährigen Männern schleicht sich in den Speisesaal und lässt sich an langen Tischen nieder. – Wie sehen 42jährige Männer doch verschieden aus! Manche haben sich das knabenhafte Äussere bewahrt, andere sind reif und ernst, und viele sind alt und gefurcht, aufgerieben in der Tretmühle des Lebens.

Jetzt kommen die Lotten mit den gefüllten Terrinen. Sie müssen viele Male Terrinen holen; und nachher sind alle Tische zu scheuern – zweimal täglich.

Ewige, ewige Wiederholung. Ein Arbeitstag, der um fünf Uhr morgens für die Ersten beginnt und oft bis tief in die Nacht hinein dauert.

Aber sie sind es jetzt gewohnt; der Rücken schmerzt nicht mehr, wenn sie sich auf ihre engen Etagenbetten im Keller niederlassen. Nur anfangs, als sie von ihren 9-4 Uhr-Kontorposten kamen, schmerzte sie die Übermüdung; einige haben es nicht ausgehalten und sind abgeschwenkt. Die andern bissen die Zähne zusammen und hielten aus.

«Sehen Sie nur, was die Soldaten uns geschenkt haben,» sagen sie mit strahlenden Augen und zeigen auf eine an der Kellerwand aufgehängte Trophäe, ein Stück von dem ersten, in Helsingfors abgeschossenen Flugzeug.

Mein Blick fängt eine andere kleine Schar irgendwo auf dem Lande in Mittelfinnland ein: eine primitive Baracke, eine primitive Küche, wieder eine lange Reihe Reservisten ohne Unifor-



Lotten in der Kantine einer Kaserne



Kochlotten

men. Ein Unteroffizier tritt vor die Soldaten und grüsst stramm die Lottenleiterin. Ein kleiner, dicklicher Mann ist er, und er steht so gerade, dass die Knie sich einwärts biegen; ein frohes Lächeln umspielt seine Lippen, während er meldet, wie viele Mann er zum Essen mitgebracht hat.

Die Lottenleiterin überragt ihn um Kopfeslänge, eine grosse Frau mit unbeweglichem, ruhigem Gesicht, vorstehenden Backenknochen und etwas schiefen Augen. Nichts kann sie aus dem beinahe schweren Gleichgewicht bringen, das der Bauernbevölkerung eigen ist. Aus dem Eimer schöpft sie die Kohlsuppe, eine Portion nach der andern; in der Küche sind andere eine Treppe hinaufgeklettert, um neue Eimer mit Suppe aus dem grossen Kessel zu füllen.

Und mein Blick gleitet weiter zu einem modernen Kriegshospital, einem Wunschhospital mit den durchdachtesten Finessen. Fest- und Andachtsaal sind plötzlich in einen Schlafsaal für die diensttuenden Lotten verwandelt, die bei Beginn des Krieges einrückten.

Auf dem schönen Parkettboden stehen zwei lange Reihen Etagenbetten, an einer Hakenreihe hängen dicke Uniformmäntel; aber die Lotten selbst haben nur Zeit, sich hier aufzuhalten, wenn sie todmüde in die Klappe kriechen. Tagsüber gehen sie den Krankenschwestern zur Hand – Verkündete von der Lande strömen herein – und wenn sie freie Zeit haben, was können sie sich dann besseres vornehmen, als Binden zu rollen, Kompressen und Bandagen zu verfertigen?

Jetzt haftet mein Blick weit im Norden auf einem stattlichen Gebäude auf einem hohen Hügel. Meilenweit ist es zu sehen; auf das Dach ist ein riesiges rotes Kreuz gemalt, darüber weht eine grosse norwegische Flagge, es ist die einzige Ambulanz, die ich gefunden habe, die es noch wagte, ihr barmherziges Wirken durch ein rotes Kreuz zu verraten.

Durch die Krankensäle wandere ich mit zwei älteren Lotten; weit sind wir in einem Auto voll von Blumen und Bonbons und Zigaretten für die Verwundeten gefahren. Wie mütterlich sie ih-

nen zulächeln, wie heiter sie sprechen, wie liebevoll sie hier eine Hand drücken, dort über eine feuchte Stirn streichen. Tapfer tragen diese Helden ihre Leiden ohne Klagen. Die Berechnungen aller Ärzte machen sie zu Schanden; sie erholen sich schneller von den schweren Wunden, als man es für menschenmöglich gehalten hätte.

Wenn sie vom Schlachtfelde gebracht werden, schlafen sie, schlafen fort von allen Schmerzen und Erinnerungen, schlafen und schlafen die ersten zwei bis drei Tage. Dann beginnen sie Zigaretten zu rauchen und zu singen.

Ich will die Leser mit einer Schilderung des fürchterlichsten Anblicks verschonen: starke, gesunde Menschen in zerschossene Wracks verwandelt zu sehen. – Mein Herz blutet nicht nur für die Soldaten; mehr noch blutet es für die zwei Frauen, die mit mir gekommen sind und so liebevoll, mit einem kleinen ermutigenden Wort von Bett zu Bett gehen.

Als wir auf den Gang hinauskommen, müssen sie sich einen Augenblick an die Wand lehnen, während die Tränen ihnen über die Wangen strömen; – sie haben ja selbst Söhne in den Schützengräben. Dann wischen sie die Tränen fort und treten mit einem Lächeln in den nächsten Saal.

Auf dem Operationstisch liegt ein Mann, der eine Kugel durch den Oberkiefer erhalten hat. Sein Kopf ist voll von Wunden und Schrammen. Straff liegt die Haut um das magere, eingefallene Gesicht; die Oberlippe ist gespalten, unter der Nase klafft ein grosses, offenes Loch; alle Zähne fehlen. Jetzt ist man dabei, ihm einen künstlichen Kiefer zu machen. Der norwegische Zahnarzt der Ambulanz hat genug mit dem Reparieren von zerschmetterten Kiefern zu tun; manches unkenntliche Gesicht wird umgeschaffen. Nachher soll der Riss zusammengenäht werden. «Sie werden ihn nicht wiedererkennen,» versichert man uns.

Er ist nicht betäubt. – Ohne einen Klagelaut liegt er da. Da streichelt ihm die eine Lotte mitfühlend die Hand, und ein Lächeln gleitet über sein zerquältes Gesicht, ein Lächeln, das die beiden Lippenhälften weit auseinanderzieht und das grausame Loch in der Mitte vervielfacht.

Hier sind 130 Patienten, 3 norwegische Ärzte und 13 norwegische Schwestern. Finnische Sanitätslotten gehen ihnen zur Hand und betätigen sich als Dolmetscher. Unter der Erde, im geräumigen Luftschutzraum des Kellers sind andere Lotten in voller Tätigkeit.

Es sind die Angehörigen der Beamten, die es übernommen haben, für die Wäsche der Soldaten zu sorgen; ihnen ist die unangenehme Aufgabe überlassen, alle Taschen zu leeren, ehe die Uniformen der Verwundeten durch den Desinfektionsapparat zu den Waschmaschinen gehen.

Ihre Finger graben sich auf der Suche nach Wertgegenständen durch eine verfilzte Masse von geronnenem Blut, Schmutz, Munition, Zucker und Brotkrumen hindurch, und was sie finden, wird den Verwundeten auf einem Tablett gebracht, so dass sie sich überzeugen können, dass ihre Besitztümer unversehrt sind.

Aber die etwas eklige Arbeit hat ihnen nicht die Stimmung verdorben. Mit einem Lächeln erzählen sie von einem Uniformmantel und einem Paar Uniformhosen, deren viele Taschen mit Kleingeld gefüllt waren; wo sie auch suchten, immer fanden sie mehr; es wurde ein ganzer kleiner Berg, den sie dem nachlässigen Eigentümer brachten. Krank, wie er war, stützte er sich auf den Ellbogen und liess den Blick über die vielen Münzen gleiten. «Es fehlt eine Mark,» sagte er und sank in die Kissen zurück.

Wie lange arbeiten diese Lotten? Sie haben ihr Heim in der Gegend. Um 11 Uhr vormittags stellen sie sich ein, und zuweilen wird es 2 Uhr nachts, bis sie heimgehen. Die eifrigste unter ihnen ist die Hospital-Bäckerin. Um 6 Uhr morgens ist sie beim Brotbacken, und erst um 5 Uhr nachmittags ist Feierabend; dann beginnt sie mit ihrer Lottenarbeit. Die Wäsche wird ausgebessert und geplättet und auf die Stuben gebracht.

Bei der norwegischen Ambulanz mit ihren tüchtigen Ärzten sei man gut aufgehoben, erzählen mir die Verwundeten. Im Keller liegen mächtige Lager von Kleidern, die aus Norwegen geschickt sind, und wenn die Soldaten aus der Pflege entlassen wer-

den, werden sie mit allem, was sie brauchen, versorgt, und dürfen Geschenke für die ganze Familie mitnehmen. Es ist sogar genug da für 140 Evakuierte aus der Gegend; gute, warme Sachen, dicke Skistiefel, wie man sie nicht in vielen Ländern bekommt – von den vielen Nahrungsmitteln gar nicht zu reden.

Die Lotten sortieren und verwalten das Ganze und sorgen für gerechte Verteilung.

Und ich sende meinen Blick weit nach Osten. Er trifft eine Eisenbahnstation dicht hinter der Front. Er trifft geschäftige Lotten, die in der brütenden Nacht kochen. Er trifft Hunderte von Flüchtlingen, die von ihren Höfen aufbrechen mussten und sich jetzt auf dem Wege nach Westen befinden. Die Russen rücken vor. Aber die Lotten halten stand. Nacht auf Nacht stehen sie und teilen Essen aus an diese Menschen, die alles, was sie besitzen, verlassen haben. Niemand braucht hungrig auf die Flucht zu gehen. Immer sind Lotten da, die in der Sicherheit der Nacht mit Essen aufwarten.

Nun richte ich meinen Blick nach Süden. Die Russen sind soeben dagewesen; sie haben ihre Brandbomben auf ein wehrloses Städtchen abgeworfen. Es brennt in vielen Strassen, es knistert von Haus zu Haus; das Feuermeer wirft seinen Flammenschein auf die Männer, die das Feuer in der schneidenden Kälte der Nacht bekämpfen. Es wirft seinen Flammenschein auf eine kleine Schar Lotten, die gleich mit ihrer ambulanten Bude auf die Strasse gerückt sind und brühheissen Kaffee an die Männer auschenken.

Jetzt fällt der Blick wieder in eine grössere Stadt. Auf eine Grossmutterlotte, die die Arbeit in einer grossen Nähstube leitet. – An einer der Nähmaschinen sitzt ihre Enkelin, ein liebes Junglottchen, und stickt Kantenbänder. Auf dem Stockwerk darunter ertönt das Lärmen und Dröhnen anderer Maschinen – Maschinen, die eroberte russische Waffen reparieren. Ein kecker Junge in Uniform kommt mit einem Bescheid vom Schutzkorps angesprungen. Die Grossmutter betrachtet ihn stolz; er ist auch ein

Enkel. – Die ganze Familie ist noch einmal bereit – und es sind neue Schösslinge gekommen.

Lange schweift mein Blick umher, bis er findet, was die Russen nie fanden, ein gut kamoufliertes Übungslager für Offiziere. Hier befinden sich zwischen 1'000 und 2'000 junge Leute in intensiver Übung. Ich wohne zwei Tage dort. Die meisten sind schon an der Front gewesen, und alle sollen wieder hinaus; ein tiefer Sinn liegt hinter ihren Kriegsspielen, die mit so grossem Ernst ausgefochten werden. In weissen Schneetrachten rücken Skipatrouillen in dem unwegsamen Gelände aus; von Maschinengewehrfeuer gedeckt, wagen sie sich über freies Feld und verschwinden wieder im Walde, wo ihre Gestalten vom Schnee verwischt werden. Heute ist es Spiel; aber bald würde ein Fehlmanöver Menschenleben kosten; deshalb gehen sie in ihren Übungen und Studien mit einer Intensität auf, die man im Frieden nicht kennt.

Spartanisch leben sie in ihren grossen Kasernen; hier empfinde ich voll und ganz die Disziplin und die Demokratie* die dem stolzen Heere Finnlands sein Sondergepräge verleihen. Und der Gesang, der mich durch alle Kasernen und Krankenhäuser begleitet hat, strömt mir mit erneuter Kraft entgegen; er schlägt gegen Decke und Dach in dem gewaltigen Speisesaal, wo der Chor die fremden Kriegskorrespondenten während des Mittagessens unterhält. Aus Hunderten von Kehlen ertönt er in Zusammengehörigkeit, Stärke und Begeisterung; er ist wie ein rauschender Wasserfall, der nicht aufgehalten werden kann.

Die Offiziersschüler ziehen auf Skiern zu neuen Manövern aus; aber ich gehe zu den Lotten. Stolz zeigen sie mir ihr hübsches, neuerbautes Restaurant, das Platz für 1'000 Mann bietet. Der Bau war zwar nicht billig, aber für was sind Anleihen da; sie haben sich nie vor grossen Aufgaben gescheut.

Den ganzen Tag strömen Gäste herein. Die jungen Schüler haben immer Appetit. Sie erhalten ihr reichliches Frühstück in der Schule, und doch ist hinterher noch Platz für eine besondere Tasse Kaffee im Restaurant der Lotten. – Sie kommen eben vom

Mittagessen und essen wieder – nicht weil sie nicht genug bekommen, sondern weil das Restaurant der Lotten unentbehrlich ist.

Und alle, die durch die grossen Türen gehen, stehen einen Augenblick stramm, ehe sie hingehen, um ihre Kaffeemarken und Milchmarken zu kaufen, und sich der Schlange anzureihen, einer sehr langen Kaffeeschlange und einer sehr kurzen Milchschlange. Und alle, die zu den grossen Türen wieder hinausströmen, stehen einen Augenblick stramm, ehe sie verschwinden.

6'000 Tassen Kaffee werden täglich gekocht. 800 Butterbrote werden gestrichen, 400 Liter Milch und 30 Liter Sahne gehen darauf und 7'000 Wecken. Trotz den lächerlich niedrigen Preisen werden die Anleihen bald bezahlt sein; aber der Staat soll Prozente haben, weil die Lotten hier ein Geschäft betreiben dürfen.

Von 7 Uhr morgens bis 10 Uhr abends stehen sechs Lotten hinter dem Buffet und warten auf, und in der Küche arbeiten 15 bis 20.

Ein Radio spielt ununterbrochen. Auch in den Kasinos haben die Lotten Radios aufgestellt. Einmal wöchentlich veranstalten sie einen Unterhaltungsabend für die Schüler; auch drüben in der mächtigen Armeeküche gehen Lotten zur Hand; sie servieren im Offizierskasino, und vier Tage in der Woche halten sie Wache auf dem Küchendach.

Ihre Vorsteherin ist soeben vom Urlaub zurückgekehrt. Ihr Heim liegt auf der karelischen Landenge, nicht weit von der Feuerlinie. Die Lotten dort fanden zum Schlafen nur mitten am Tage Zeit, sonst mussten sie kochen – namentlich in der Nacht und früh am Morgen, wenn die Soldaten sich Zeit zum Essen gönnen konnten.

Sie wurden bombardiert, und es gab keinen Luftschutzraum. Zwei Lotten wurden getötet; die Vorsteherin zog weiter nach Viiborg. Dort befand sie sich während des schlimmsten Bombardements. Aber sie war todmüde von der Reise und der Arbeit und warf sich auf ihr Hotelbett, um zu schlafen. Da kam ein Fähnrich und überredete sie, sich in den Luftschutzraum hinunter zu bege-

ben; einen Augenblick später fiel eine Bombe durch ihr Zimmer und pulverisierte ihren Handkoffer und all ihre Besitztümer.

Sechs und eine halbe Stunde lang standen sie dort unten und sangen – sangen, um den Lärm der Bomben zu übertönen und die Angst zu vergessen; und der Gesang erfüllte sie alle mit dem wundersamen Gefühl, dass sie zusammengehörten und mit Ruhe dem Schlimmsten, das zu erwarten war, begegnen konnten.

Sie erzählt das so ruhig, als wäre es etwas, das sie in einem Buch gelesen hätte, und nicht ein erschütterndes Erlebnis, das sie soeben durchgemacht hat.

Da haben wir die Skitruppen. Fleissige Arbeitsbienen erwarten sie; in ganz Finnland sind sie zu finden.

Was kostet dem Staat diese waffenlose Armee? – Eine ganz geringe Summe. Nur die Feldlotten werden bezahlt; sie baten nicht um Geld, aber das Heer verlangte, dass sie acht Mark (75 Rappen) täglich erhielten.

In ihrer freien Zeit stricken sie. Selbst im «Nikolai» klirrten in jeder freien Minute lebhaft die Stricknadeln.

«Ist das für die Feldlotten?» fragten die Tanten. – Da lachten sie laut. «Das ist fürs Heer.»

Und die Tanten sagten: «Ihr seid gut zu allen andern; aber Ihr seid nicht gut zu Euch selbst. – Braucht Ihr vielleicht keine wärmende Kleidung?»

Da lachten sie wieder. «Die Lotten werden es schon machen», antworteten sie.

Ich erinnere mich an eine Lottenführerin, die sagte: «Hin und wieder kommt es vor, dass die Leute Handschuhe stricken, die zu klein für die Soldaten sind. Dann finden wir nichts Böses dabei, sie den Feldlotten zu geben. Manche von ihnen sind ja so arm.»

Sie sagte es wie eine Entschuldigung, als hätte sie doch im Innersten ein wenig Gewissensbisse.

Da stieg meine Bewunderung für diese fleissigen Arbeitsbienen, die so grosse Anforderungen an sich selber stellen und so wenig dafür verlangen.

EINE PETSAMO-LOTTE

Sie war eine Arbeitsbiene. «Schreiben Sie nicht meinen Namen,» sagte sie; «was *ich* tat, hätten Tausende anderer auch getan. Es gab niemand, der am *meisten* tat. Alle taten, soviel sie vermochten.»

Aber lassen Sie mich ihre Geschichte erzählen.

Ich kam nach Rovaniemi, der Hauptstadt von Lappland, gleich nach einem grossen Bombardement. Meinen Rucksack auf dem Rücken und meine kleine Schreibmaschine in der Hand, trottete ich durch die in Ruinen liegenden Strassen. Hie und da brannte das Feuer. Ein russiges Schornsteinrohr stak trotzig aus einer Brandstätte empor; ein Haus lehnte sich mit seinem ganzen Gewicht gegen ein anderes.

Es war wie ein düsterer Traum. Aber das Hotel stand noch. Die Gäste hatten keine Zeit gehabt, in den Keller zu fliehen, als es losging; sie warfen sich in den Gängen auf den Bauch, während Fensterscheiben und Kalkputz auf sie herabregneten. Eine Bombe fiel mitten in einen grossen Brennholzstapel; Hunderte von Holzscheiten trommelten gegen das Dach.

Die Stadt führte ein ungewöhnliches Dasein. Jeden Morgen um halb sieben wurden wir geweckt und sollten aufstehen, ob wir Lust hatten oder nicht. Dann versammelten wir uns vor dem gemütlichen Kamin in unserm Stock zu einem soliden Frühstück, worauf Gäste, Stubenmädchen, Kellnerinnen und alles, was von den Bürgern der Stadt noch übrig war, auf Skiern in den Wald hinauszogen.

Alle Läden waren geschlossen, die Strassen ausgestorben, die leere Stadt wartete auf den üblichen Luftangriff des Tages. Erst um drei Uhr kamen die Leute zurück und gingen an ihre Arbeit. Läden und Geschäfte wurden geöffnet, der Speisesaal des Hotels füllte sich mit hungrigen Gästen, endlich konnte man die Menschen treffen, auf die man gewartet hatte.

Es ist elf Uhr. Ich gehe durch das leere Hotel; nicht eine lebende Seele ausser den Krankenschwestern, die die eine Hälfte

des Vestibüls abgesperrt und in ein Lazarett verwandelt haben. Alles ist bereit, neue Bombenopfer zu empfangen.

Ich gucke in das kleine Kontor hinter der Barre des Portiers und finde zwei Frauen, die sich über die Bücher des Hotels beugen. Die eine ist die Direktorin, eine zarte, blonde Dame in den Vierzigern in Skihosen und einer grossgewürfelten roten Sportbluse. Sie nimmt sich der Gäste mit einer Sorgfalt an, als existierte der Krieg überhaupt nicht. – Gäste, die täglich Ski laufen, ist sie an diesem mondänen Wintersportplatz gewohnt; aber jetzt sind es Kriegskorrespondenten, finnische und schwedische Offiziere und zahllose Beamte, die wichtige Aufgaben in Lappland haben.

«Ich habe Arbeit zu leisten,» sagt sie. «Es ist keine Zeit, im Walde Ski zu laufen. Wenn ich sterbe, dann bin ich alt genug zum Sterben.» Und sie fügt ernst hinzu: «Aber ich sterbe nur, wenn es Gottes Wille ist.»

Dieser fatalistische Glaube ist es, dem man überall in Finnland begegnet, und der die Bevölkerung in der schwersten Not aufrecht hält.

Die andere Frau ist klein und dick mit einem grossen, lächelnden Gesicht. Sie kam vor einigen Tagen hierher und besitzt keine andern Kleider als die, in denen sie steht und geht. Von der Front kam sie, eine Lotte aus Petsamo, die im letzten Augenblick nach Süden durchschlüpfte, ehe es den Russen glückte, den Weg abzusperren.

Und was tut sie hier?

Sie zuckt die Achseln. – Alles Mögliche. – Braucht man ein Stubenmädchen, so ist sie Stubenmädchen, und braucht man eine Buchhalterin oder eine Köchin, so ist sie es. Im Übrigen aber war sie selbst Direktorin eines der zwanzig grossen Hotels des Touristenvereins. Am Pasvikelv lag es, nicht sehr weit von der norwegischen Grenze. Es hatte Platz für 100 Gäste; im Sommer hatte sie 30 Mädchen, aber als der Krieg ausbrach, waren es nur noch 15.

Ein funkelnagelneues Hotel – im April stand es fertig, im Juni brannte das Dach ab, und es wurde sofort ein neues gelegt, aber erst im Oktober war es trocken genug, tun gestrichen zu werden.

Und als es dann in all seinem neugestrichenen Glanz dastand, kam der Krieg.

Ach ja, sie spürten ihn gleich – Flüchtlinge kamen in grossen Strömen von den Nickelgruben. Die meisten waren englische Familien.

«Und wir trösteten sie den ganzen Tag,» sagt sie, «denn sie waren ausser sich vor Aufregung und Sorgen. – Es sei ja nicht so gefährlich, sagten wir, es würde schon gehen. Aber am Abend kam die Kassiererin, meine gute Freundin, zu mir herein und liess sich mutlos auf mein Bett sinken.»

«Warum müssen wir sie die ganze Zeit trösten?» fragte sie. «Warum müssen wir sagen: ‚Seid ruhig, es wird schon gehen‘, wo wir es doch sind, die den meisten Grund haben, bekümmert zu sein, denn es ist unser Vaterland, das in Gefahr ist. Die ganze Zeit denken wir unruhig: Armes Finnland!»

«Als aber alle Ausländer wohlbehalten nach Norwegen durchgeschlüpft waren, begannen die Lappen auf der Flucht mit ihren Remitieren zu kommen, und als wir mit denen fertig waren, musste das Hotel geräumt werden. Ich blieb natürlich; aber alle andern zogen fort. Ich hatte keine Ahnung, wie ich alles nur mit den zwei Knaben, die zurückgeblieben waren, auf eigene Faust schaffen sollte. Es waren 40 Zimmer und ausserdem eine Menge Vieh zu versorgen – 6 Kühe, Schweine und Kälber.

Die Mädchen sassen schon im Autobus, um fortzufahren, als ich einer von ihnen leidtat und sie zurückkam. – So etwas vergisst man nie.

Nun, das Vieh wurden wir schnell los; wir schickten es über die Grenzen den Evakuierten und ebenso alles, was wir an Bettzeug, Nahrungsmitteln und Decken hatten. Wir leerten alle Vorräte, und dann begannen wir systematisch das Hotel zu zerstören, so dass die Russen kein Vergnügen daran haben konnten, dort zu wohnen. Wir entfernten Teile von den Maschinen, zerknallten alle Fensterscheiben und hoben die Türen heraus. Alles, was wir so behütet hatten, rissen wir jetzt ganz auseinander; es war ein-

fach scheusslich. Im Übrigen aber endete es wohl zuguterletzt damit, dass die Behörden das Hotel bis auf den Grund abbrannten. Eine befreundete Lotte und ich bekamen plötzlich telephonisch Bescheid von der Front, ob wir kommen und helfen wollten, und das wollten wir natürlich mehr als gern.

«Wie weit wagt ihr euch vor?» fragte der Offizier.

«Mein Leben ist nicht teurer, als das anderer,» antwortete ich, «ich kann also wohl ebenso weit kommen, wie ihr.»

Und dann reisten wir ostwärts.

Ich bin Kontorlotte; aber in dem Touristenhotel, in dem sie einquartiert waren, gab es sonst niemand, der für sie hätte kochen können, und so stand ich denn um 5 Uhr morgens auf und machte Tee. Und kaum war ich mit allem fertig, als es auch schon loszuknallen begann, und wir in aller Eile, ohne zu essen, flüchten mussten. Am Nachmittag hatten die Soldaten Tee und Butterbrote zurückerobert und bekamen endlich etwas zu essen; aber wohnen sollten wir wieder dort. Oft zieht man sich zurück, selbst wenn man siegt. Das zweitemal war ich nicht mit ihnen draussen, denn da war ich schon in einem Bureau als Kontorlotte tätig. – Zuerst waren wir zwei, später kam noch eine hinzu. Wir führten eine Kartothek über alle Soldaten und verzeichneten, wer die verschiedenen Kämpfe mitgemacht hatte, wer gefallen oder verwundet war und so weiter.

Der Kompagnieführer schrieb immer persönlich an die Hinterbliebenen; aber wir Lotten hatten nachher die Korrespondenz darüber zu führen, wohin die Leiche geschickt werden sollte. Wir führten Kriegstagebuch und hatten Tag und Nacht Telephon wache. Unser Bureau lag nur 4 Kilometer hinter der Front, so dass es oft laut herging. Wenn die Flieger kamen, stürzten wir in den Wald hinaus, denn einen Luftschutzraum hatten wir natürlich nicht. Knallten sie mit Maschinengewehren, so war es am besten, sich an einen Baumstamm zu stellen, und wenn sie Bomben warfen, so legte man sich am besten flach auf den Boden, denn Granatsplitter fliegen ja immer hoch.

Ach, viele Male habe ich draussen im Walde gestanden und

gedacht: Jetzt ist alles aus! Aber das Merkwürdigste ist, dass man, wenn es dann überstanden war, wieder an seine Arbeit gehen konnte, als wäre nichts geschehen. Wenn wir einen Überfall erwarteten, wurde ich immer so schrecklich schläfrig – ich glaube, es war die Aufregung, die müde machte. Zuletzt wurden wir drei nach Süden geschickt, und das ging so schnell, dass wir nicht einmal unser Gepäck mitbekamen.»

Mehr kann ich nicht aus ihr herausbringen. «Es war nicht länger gut für Frauen,» sagt sie ausweichend, und ich verstehe, dass es ein militärisches Geheimnis ist.

Und nun sitzt sie hier, ist ihrer Stellung beraubt, ihr Hotel ist abgebrannt, und sie besitzt nichts mehr auf der Welt als das Kleid, das sie trägt.

«Sie wissen ja im Touristenverein, dass ich zu allem zu gebrauchen bin,» sagt sie. «Wir Direktoren kennen alles durch und durch und ich habe keine Scheu, als Stubenmädchen zu arbeiten, bis es wieder einmal ein Hotel für mich gibt. Die Hauptsache ist, dass ich helfen kann.»

Ein kleines Einzelschicksal aus der Schar der Hunderttausende. – Ich könnte fortfahren, solche Einzelne hervorzuholen, ich könnte sie aus andern Frauenorganisationen, ich könnte sie von ganz ausserhalb der Reihen der Vereine holen, denn in Finnland fanden sich genug, die nur den einen Gedanken hatten, ihrem Lande zu dienen.

Vier Tage vor Friedensschluss reiste ich ab, der Geist war so ungebrochen, wie je.

«Kein Opfer ist zu gross,» sagten sie; «wir wollen bis zum Letzten kämpfen; lieber den Tod als die Sklaverei.»

Ach ja, manchmal waren Tränen in ihren Augen – aber es waren keine Tränen der Angst.

«So behandeln die Russen das finnische Volk,» riefen sie mit Tränen des Zorns, wenn wir im Luftschutzraum sassen.

«Wie glücklich sind wir über alles, was der Norden für uns tut,» sagten sie, und wieder quollen die Tränen im Auge – Tränen der Dankbarkeit. – Da fühlte ich mich beschämt, denn nicht sie sind es, sondern wir, die dankbar sein müssten.

Mit dem Glauben an die Zukunft Finnlands reiste ich ab, und dieser Glaube ist nicht geschwächt.

«Die Hauptsache ist, dass ich helfen kann.» – Diese Worte klingen mir immer noch in den Ohren. Ich hörte sie Mal auf Mal.
Glückliches Finnland!

Bücher aus dem Schweizer Spiegel Verlag

Schwyzer Meie. Die schönsten schweizerdeutschen Gedichte. Herausgegeben von Adolf Guggenbühl und Georg Thürer. 4. Auflage. Preis in Geschenkeinband Fr. 6.80, kart. Fr. 4.80. Eine sorgfältige Auswahl aus mehr als fünftausend mundartlichen lyrischen Gedichten.

Über die Ehe von Paul Häberlin, Professor an der Universität Basel. 5. Auflage. Preis gebunden Fr. 6.60. Der grosse Basler Psychologe geht all den Schwierigkeiten auf den Grund, die in jeder, auch der glücklichsten Ehe auftreten und hilft sie überwinden.

Kochbüchlein für Einzelgänger. Anleitung für Ungeübte zur raschen Herstellung einfacher Gerichte von Maler Paul Burckhardt, mit Zeichnungen vom Verfasser. 3. Auflage. In reizendem Geschenkeinband Fr. 3.20.

Schweizer Küchen-Spezialitäten. Gute Plättli aus allen Kantonen von Helen Guggenbühl, Redaktorin am «Schweizer Spiegel». Vorwort von Meinrad Lienert. 2. Ausgabe. Preis in entzückendem Geschenkeinband Fr. 3.80. Wohlbehütete, durch Jahrhunderte bewährte Rezepte aus Privathäusern.

Das Schweizer Spiegel Hanshaltungsbuch von Helen Guggenbühl. Preis Fr. 2.80. Ein überaus praktisches Haushaltbuch, dessen neuartige Einteilung allgemeine Anerkennung gefunden hat.

Wir verlegen nur Bücher, zu denen wir stehen können